

Es macht nicht immer Spaß, Recht zu behalten. Als Reaktion auf Andreas Reschkes Artikel über die Homophobie und die steigende Verrohung der hallischen Hip-Hop-Szene in der letzten Ausgabe der „Bonjour Tristesse“ legte sich ein Teil der hiesigen Rapgemeinde im Frühjahr mächtig ins Zeug. Er unterfütterte empirisch die von Reschke geübte Kritik mit reichlich Material. Auf „hiphohalle.de“, dem hiesigen Internetforum für Freunde von „Flows“ und „Rhymes“, ließen einige Protagonisten ihren Verfolgungs- und Gewaltphantasien freien Lauf, in dem sie beispielsweise Andreas Reschke bedrohten oder Recherchen unternahmen, um seinen Wohn- und Arbeitsplatz zu ermitteln. Dabei zeigte sich erneut, dass der Autor mit seiner Aussage über die Gemeinsamkeiten einiger Szenemitglieder mit gewöhnlichen Nazischlägern durchaus recht hatte. Im Vorfeld einer Diskussionsveranstaltung der „AG Antifa im Stura“ (Tjark Kunstreich sprach dort im April über den Zusammenhang von Schwulenhass und männerbündischer Sehnsucht im Hip-Hop) trat dann so richtig zu Tage, was in ihnen steckt. Im Stile faschistischer Schlägertrupps wurde zur Störung der Vortragsveranstaltung aufgerufen, und einige User machten ihren Vernichtungswünschen unverhohlenen Luft. Dass lediglich

Editorial

ein einziges Forummitglied das Recht auf die freie Wahl von Sexualpartnern stark machte und entsetzt und nachdrücklich Widerspruch gegen Statements wie „Alle Schwulen vergessen!“ oder „Emos, Schwule ... gehört alles abgestochen!“ einlegte, beweist vor allem eines: Es sind die wenigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

In der letzten Ausgabe berichteten wir über die hallische Kampfsportveranstaltung „Die Nacht, die kracht“. Angesichts des Publikums und zahlreicher Zwischenrufe lautete unser Urteil: „Jeder NPD-Aufmarsch dürfte harmloser sein als eine ‚hallische Kampfnacht‘.“ Im Internetforum „halleforum.de“ machte der Boxer Steve Krökel, Star dieser „Kampfnacht“, seinem Ärger über uns folgendermaßen Luft: „Habe dies über die Hallesche Kampfnacht gerade gelesen, ich werde mich darüber informieren wer diesen Titel bei euch rein gesetzt hat, und dann werde ich Anzeige erstatten, es ist eine Bodenlose Frechheit über meinen Namen so zu hetzen, da ich nicht Rechtsextrem bin, sowie mein Freundkreis auch nicht. Mit Freundlichen Grüßen Steve Krökel. P.S. Ich werde auch Wahrscheinlich Anzeige erstat-

ten gegen diese Namen die, die Seite veröffentlicht hat.“ (Orthographie und Grammatik wie im Original.) Entspannt konnten wir uns zurücklehnen, auf den Hinweis, Krökel zu keinem Zeitpunkt als Nazi bezeichnet zu haben, verzichten und feststellen, dass es Forumnutzer gab, die unseren Job machten. Und das noch nicht mal schlecht. So richtete beispielsweise ein User die Frage an Herrn Krökel, auf welcher Rechtsgrundlage er denn biteschön Anzeige gegen uns erstatten möchte und schlug ihm „§ 5654 Abs. 3 StGB“ vor: „Es ist verboten, Steve Krökels Namen in Verbindung mit jeglichen Schlechtigkeiten dieser Welt zu erwähnen. Bei Zuwiderhandlung erfolgt ein unmittelbarer Vollkontakt. Auf richtige Rechtschreibung und Grammatik wird wegen der Wichtigkeit des unmittelbar in Kraft tretenden Urteils verzichtet.“ Und ein weiterer User machte dem Kloppsportler mit folgenden Worten Mut: „Na dann zeig mal die Namen an! Aber nichts anderes! Vielleicht kannst du auch nur die Nachnamen anzeigen, da werden die sich bestimmt ärgern. Da ist dein Name wieder fröhlich, über den so gehetzt wird. Vielleicht vertragen sich dann die Namen wieder so richtig toll.“ Dem haben selbst wir nichts mehr hinzuzufügen.

Mario Möller

„Wir sind eine starke Gemeinschaft“

Über den Zusammenhang von Ostidentität und nationalem Sozialismus.

Nach dem pogromartigen Überfall ganz gewöhnlicher ostdeutscher Jugendlicher im sächsischen Mügeln waren es besonders die Bedenkenräger der „zivilgesellschaftlichen“ Antifa, die die Debatte um ein Verbot der NPD erneut auf die politische Agenda setzten. Im Gegensatz dazu hat unfreiwillig der standortbesorgte Bürgermeister Recht, wenn er vehement bestreitet, dass es in Mügeln ein besonderes Problem mit organisierten Neo-Nazis oder wahlweise Rechtsextremisten gäbe. Tatsächlich konnte den ermittelten Tätern keine Mitgliedschaft in einem dezidierten Naziverein nachgewiesen werden. Stattdessen wäre im Osten auf einen ganz anderen Sachverhalt hinzuweisen, der die immer wieder aufgestellte Behauptung einer Avantgardefunktion der NPD oder ähnlicher Vereine Lügen straft. Es wäre nämlich darauf das Augenmerk zu richten, dass sämtliche Täter in der Ostzone bei aller Unterschiedlichkeit eine Gemeinsamkeit aufweisen: Sie begreifen sich als rebellierender Stoßtrupp eines vorgestellten har-

monischen Kollektives, dessen inhaltliche Klammer – die Ostidentität – den Vergleich mit dem nationalsozialistischen Original nicht nur nicht zu scheuen braucht, sondern auf diesem basiert.

Für den militanten Ostpatriotismus, der faktisch das Unterfutter nazistischer Gewalt zwischen Ostsee und Erzgebirge ist, trägt niemand mehr Verantwortung als die sich antifaschistisch verstehende PDS/Die Linke. Seit ihrem Bestehen stachelte die PDS immer wieder den sich betrogen wählenden Ostdeutschen an. „Macht den Osten stark“ forderte sie etwa auf Wahlplakaten im Jahr 2002. Sie ist mit dafür verantwortlich, dass sich im Osten eine Mentalität herausgebildet hat, in der das individuelle Scheitern als Ergebnis eines groß angelegten Feldzuges äußerer Mächte interpretiert wird.

Der „Thüringen Monitor“, eine Studie über die politischen Ansichten der Thüringer, zeigt, dass sich bspw. unter den Freunden der ehemaligen DDR, unter Befürwortern von Verstaatlichung und unter

jenen, die den Sozialismus als Staatsidee propagieren, deutlich mehr Personen finden, denen eine rechtsextreme Überzeugung nachgewiesen werden kann, als unter jenen, deren Verhältnis zur DDR distanziert ist. Den Wissenschaftlern erschien allerdings ein Umstand rätselhaft, den man genau genommen als den eigentlichen Befund herausstellen müsste: nämlich dass sich unter den Nostalgikern mit autoritären und faschistischen Einstellungen viele Personen befinden, die die Linkspartei wählen.¹ Diese Leute sind ihrem Selbstverständnis (!) nach alles andere als Nazis, und dennoch spricht immer wieder der nationale Sozialist aus ihnen.

Das Konzept Volksstaat

Im Osten hat sich im Laufe der Jahre eine in der Sache flächendeckende nazistische Systemfeindschaft etabliert. Allenthalben wird gefordert, das nazifaschistische Bündnis von Staat und Bevölkerung, das den „Volksstaat“ in all seinen Konsequenzen hervorbrachte, neu zu beleben. Der Volksstaat deutscher Prägung im NS hatte es geschafft, sowohl die Ungezügeltheit des Bürgertums und der Marktrepräsentanten zu bändigen, als auch den Verwertungszusammenhang der bürgerli-

chen Gesellschaft mit den Interessen der unteren Klassen zu verbinden. Neben dem Kurzschluss von Staatsmacht und Kapital findet der Volksstaat in der gleichzeitigen Verbindung der Staatsmacht mit der Arbeit seine Entsprechung. Er sorgt für eine klassenübergreifende Wahrung der Interessen, ohne den Verwertungsmechanismus zu gefährden. Gesichert wird dieses Arrangement, indem das Bürgertum die Negativfolie „des Liberalitätsjuden“² sozusagen als Abschreckung vorgehalten bekommt, sollte es sich aus partikularen Interessen verweigern.³

Wird der Staat diesem Anspruch nicht gerecht – z.B. in Form eines zu laschen Umgangs mit Migranten oder des abweichenden Verhaltens Verdächtiger –, dann wird auch einmal selbst Hand angelegt. Das „rassistische und antisemitische Subjekt will vor [der] kapitalen Entwertung fliehen, indem es deren Logik radikalisiert und sie im Fortschritt von der juristischen über die nationalistische zur rassistischen Vergleichen überbietet. Nation erscheint ihm als das kompromisslose Anti der Konkurrenz, Rasse als das ultimale Heilmittel seiner Überflüssigkeit. In seiner doppelten Konstitution als kapitales und politisches Subjekt versucht es, sich aus der Ausbeutung in die Herrschaft zu flüchten. Der Souverän soll den Citoyen vor dem Bourgeois retten. Er soll die unter dem Titel des Subjekts vollzogene Beschlagnahme des Individuums für kapitale Zwecke gefälltig als Pflicht zur Fürsorge verstehen. Nicht mit der Vergleichen der Individuen zu Subjekten soll derart gebrochen werden, sondern einzig mit dem Maßstab ihrer Vergleichen. Das ist der soziale Inhalt der konformistischen Revolte, die sich in der Mordbrennerei austobt.“⁴

„Die machen doch hier alles platt ...“

Da die erhofften blühenden Landschaften für die ostdeutschen Volksgenossen sich nicht bewahrheiten sollten, sondern immer deutlicher wurde, dass „das in die Form des Subjekts gebannte Individuum der kapitalisierten Gesellschaft [...] ein bloß zeitweilig mit kapitalproduktiven Aufgaben betrauter Staatsbürger“⁵ ist, und man sich praktisch von den Brüdern und Schwestern aus dem Westen betrogen wähnte, zogen sich die im nationalen Taumel befindlichen Zonis regressiv auf die Gemeinschaft früherer Tage zurück.

Die DDR-Gesellschaft war in hohem Maße über Arbeit integriert und es drängt sich bezüglich der Betonung der Kollektive der Vergleich mit den NS-Betriebsgemeinschaften faktisch auf.⁶ Dem Vorwurf der Unproduktivität des ostdeutschen Arbeitmannes wurde daher mit dem Verweis auf die Tradition der „schaffenden Arbeit“ gekontert. Nicht selten war der Restrukturierungsprozess der ostdeutschen Ökonomie nach der Wende mit der Herausbil-

dung von „produktiven Leistungsgemeinschaften“⁷ verbunden, in denen die DDR-Betriebskultur bewusst fortgeführt wurde und sich ein Pakt etablierte, wonach der Erhalt des Unternehmens auch entgegen individueller Interessen im Vordergrund steht.

Im Osten hat sich unter Rückgriff auf DDR-Traditionen ein gesellschaftliches Klima etabliert, was sich anschießt, direkt an das anzuknüpfen, was u.a. konstituierend für den Nationalsozialismus war und immer noch ist. Der offensive Bezug auf die Scholle, Tradition, Gemeinschaft und Arbeitsethos, gepaart mit einem Krisenbewusstsein, das in der DDR konserviert wurde und welches sich seit der Wende Bahn bricht: Demnach ist der Staat nicht nur Garant der Ordnung, sondern die Anklageinstanz für eine krisenfreie Akkumulation. Der Osten entwickelte sich im Zuge dieser wahnhaften Vorstellung zu einer Art Trutzburg, wo kollektiv die eigene Opferrolle beschworen und reproduziert wird; wo man sich beständig verfolgt oder wahlweise betrogen wähnt; wo jedes individuelle Unglück als Angriff einer äußeren Macht auf das eigene Kollektiv halluziniert wird. Bei den Verfechtern dieses paranoiden Lokalpatriotismus handelt es sich keinesfalls nur um solche Fälle, die man als gestrandete Wendeverlierer bezeichnen könnte. Es geht um ein allgemeines ostdeutsches Phänomen. Die Paradoxie im Osten besteht dann lediglich darin, dass man sozusagen zugleich der Nazi sein kann, den man im jugendlichen und als rechtsextremistisch diffamierten Kameradschaftsdeppen bekämpft und dem man mittels Lichterketten bedeutet, dass er dem (Standort-)Kollektiv schadet.

Da die Betriebe in der DDR faktisch als Lebensraum galten, quasi Lebensmittelpunkt und in gewisser Weise auch Sozialisationsinstanz waren, werde ich mich zunächst auf die Arbeits- und Sozialbeziehungen der DDR konzentrieren, mit denen traditionell deutsche Werte konserviert wurden, und das Fortleben dieser Werte unter den Bedingungen des Kapitalismus skizzieren. Die Arbeits- und Sozialbeziehungen der DDR haben deshalb eine so große Bedeutung, da sich in der betrieblichen Sphäre traditionelle Vorstellungen von Kollektiv und (Abwehr-)Gemeinschaft über den NS hinaus am Leben erhielten und unter den realsozialistischen Bedingungen modifiziert wurden. Auch wenn nach der Wende ein sicher beispielloser Deindustrialisierungsprozess einsetzte, auf dessen rationalen Gehalt im Sinne einer kapitalistischen Verwertungslogik hier nicht eingegangen werden kann, so bleibt festzuhalten, dass trotz massiven Abbaus (oder gerade deshalb) der Belegschaften in den verbliebenen Unternehmen der Gemeinschaftskult zur allgemeinen Tugend erklärt wurde. Dieser Kult taugt(e) sozusagen als gesamtgesellschaftlicher Kitt

weit über die betriebliche Sphäre hinaus. Er ist integraler Bestandteil der Ostidentität und hat seinen Ursprung im Kollektivwahn der DDR-Industrie.

Die daran anschließend beispielhaft ausgewählten Statements sind als ein Gradmesser für ein gesamtes gesellschaftliches Klima im Osten zu betrachten; für einen ostdeutschen „Anti-Kapitalismus“, der als flächendeckender Konsens gilt und den man ohne Wenn und Aber als konformistische Revolte kennzeichnen muss: Kapital ohne Markt, staatliches Gewaltmonopol ohne parlamentarische „Schwatzbude“, Ausbeutung ohne Tarifverhandlungen, Herrschaft ohne Wahlen.⁸ Ostdeutsche kultivieren die berechenbare Gemeinschaft früherer Tage, lehnen „den Westen“ als Wertekonzept ab, weisen einen starken Bezug zur „schaffenden Arbeit“ auf, und nicht zuletzt gilt der Staat als letzte Sicherungsinstanz und Adressat des „gesunden Volkswillens“.

Die Arbeits- und Sozialbeziehungen in der DDR und deren Fortführung nach der Wende

Die DDR war in einem hohen Maße über Arbeit bzw. die betriebliche Sphäre integriert. Die Betriebe waren Lebensmittelpunkt, da die DDR-Ökonomie von einer hohen Erwerbsquote in Verbindung mit einer über die Betriebe strukturierten Sozialpolitik⁹ gekennzeichnet war. Während die (kapitalistisch) übliche Entwicklung eine Auslagerung der Elemente bedeutete, die nicht unmittelbar dem Produktionszweck dienten und damit als Nebeneffekt eine von Betrieb und Arbeitswelt abgetrennte Lebensführung ermöglichte und dafür als funktionelles Äquivalent den Sozialstaat verlangte, wurde diese Entwicklung in der DDR nicht nur vernachlässigt, sondern traditionelle Verhältnisse wurden letztendlich stabilisiert.¹⁰

„Trotz zum Teil schlechter Arbeitsbedingungen blieb der Betrieb die zentrale Organisationseinheit der Lebensführung, da er sogleich Ort sozialpolitischer Versorgung war.“¹¹ Der Arbeiter galt in der DDR, wie auch im NS, als Bezugspunkt jeglicher Argumentation, was letztlich in der Affirmation der „schaffenden, produktiven Tätigkeit“ zum Ausdruck kam. Es wurde eine Rückbesinnung zu traditionell deutschen Werten erreicht, indem Produzentenethos und Berufsehre betont wurden.¹² Einen zentralen Stellenwert in dieser Konstellation hatten die Brigaden, deren Aktivitäten über die betriebliche Sphäre hinaus wirkten und nicht selten bei organisierten Freizeitaktivitäten endeten, worüber ein intensiver lebensweltlicher Bezug hergestellt wurde.¹³ Der Betrieb galt in den Augen der Beschäftigten als „Lebensraum“¹⁴, dessen vermeintliche menschliche Wärme von vielen Ostdeutschen heute immer noch betont wird.

Die betrieblichen Sozialbeziehungen waren darüber hinaus durch eine „passive Stärke“ der Beschäftigten und den „Planerfüllungspakt“ gekennzeichnet – informelle Arrangements prägten im Allgemeinen die Beziehungen der Akteure. Funktionsmängel der Planwirtschaft stärkten die Position der Beschäftigten: Sie „konnten die Auswirkungen der typischerweise auftretenden Funktionsmängel ein Stück weit kompensieren, indem sie die engen Aufgabenzuschneide und rigiden Kompetenzabgrenzungen aufweichten und in langjähriger Betriebszugehörigkeit aufgebaute informelle Kontakte nutzten, und so die ärgsten Ablaufprobleme abmilderten – sie konnten es aber auch lassen!“¹⁵

Nach der Wende stellte sich für das Management der zum Teil als Ausgründung entstehenden Unternehmen die Alternative, diese gewachsenen Gemeinschaften entweder zur Bedeutungslosigkeit zu degradieren oder aber zu nutzen. Die Belegschaften vieler dieser kleinen Unternehmen bestanden zu einem Großteil aus dem ehemaligen Kollegenkreis der Kollektive. Daher waren jene Strategien recht erfolgreich, die auf eine Wertschätzung der Traditionsbestände wie etwa der Kollegialität setzten. Der Unternehmensführung, die ebenfalls aus ehemaligen Kollegen bestand, welche die finanziellen Mittel zur Unternehmensgründung aufbringen konnten, gelang es in solchen Fällen mit einem „integrationsorientierten Belegschaftsbezug positiv an die überkommene soziale Kohäsion anzuknüpfen und die Belegschaften für ein z.T. sehr weit gehendes betriebliches Rationalisierungskonzept zu gewinnen.“¹⁶

Gegen Kollegialität ist an sich ja nichts einzuwenden. Allerdings erfolgte eine Wandlung: Es ging nicht mehr nur darum, sich den Arbeitsalltag angenehmer zu gestalten, sondern man verstand sich als Überlebens- und Wehrgemeinschaft. Diese Vorstellung umfasste reflexartig alle Lebensbereiche über den betrieblichen Rahmen hinaus.

Empirische Befunde – „Solidarischer Kapitalismus“ in Ostdeutschland

Einige eher zufällig zustande gekommene empirische Befunde aus Betriebsfallstudien – vor allem in meiner Fallstudie eines ostdeutschen Werkzeugbauunternehmens, das im wahrsten Sinne des Wortes in ostdeutscher Hand ist – lassen zumindest eine Tendenz erkennen, wie Gesellschaft im Osten gedeutet wird.¹⁷

„Wir wehren uns dagegen, den Menschen als Ware zu betrachten.“ (Geschäftsführer während eines Vortrages)

„Ich muss sagen, es ist eine starke Gemeinschaft. Und ich halte das also auch von meiner Seite aus so, dass ich diese Gemeinschaft auch pflege und hege, denn jeden den ich einstelle, sage ich klipp und klar, nicht aus dieser Gesellschaft aus-

zubrechen, sich nicht als Eigenbrötler zu machen, sondern in dieser Gemeinschaft mitzuarbeiten.“

„[Der Wessi] muss in das zusammengefügte Kollektiv [passen, M.M.], ich bin zwar nicht so der Typ, aber da alles Ossi sind ... Wissen Sie ich kenne das von meiner Frau, meine Frau ist auf dem Gymnasium Lehrer, alles Ossi, da kam plötzlich ein Wessi-Lehrer – katastrophal. Der hat ein Kollektiv, was zusammengewachsen war [...] hat der gesprengt. Der bringt das fertig. Und das möchte ich hier nicht haben. [...] Wir sind auch nicht, [...] die Leute sind auch nicht in der Gewerkschaft.“ (Geschäftsführer in einem Interview)

Der strikten Weigerung auch nur zu realisieren, dass der Mensch im Kapitalismus nichts weiter ist, als potentieller Verkäufer seiner Arbeitskraft, folgt die fast schon paternalistisch-paranoide Ablehnung individueller Abweichung. Dem Unbelehrbaren in Form des „Wessi-Lehrers“ wird die besondere Fähigkeit und Übermacht angeeignet, den ostdeutschen Laden zu sprengen.¹⁸ Alles, was man der individuellen Abweichung verdächtigt und was, wie fälschlicherweise angenommen, in Form von Gewerkschaften, nach zu viel Eigeninteresse anmutet, gilt als Gefahr.

Die Tatsache, dass der Kapitalismus unter Umständen auch Perspektiven für das persönliche Fortkommen aus den Fängen der Gemeinschaft bietet, gilt so manchem Ostdeutschen, der entweder an seinen Arbeitsplatz gebunden ist bzw. der von diesem Job als Grundlage der gewonnenen Produktionssippe nicht lassen will, als besonders verwerflich. Noch dazu, wenn sich aus der Mobilität Jüngerer ein finanzieller Vorteil ergibt. Ein Betriebsrat eines traditionsreichen Unternehmens, dessen Mitarbeiter bereits in der DDR einen besonders ausgeprägten Produzentenstolz pflegten, gibt fast wortwörtlich zu Protokoll: Die Verwestlichung der jungen Mitarbeiter habe bereits solche Züge angenommen, dass sie das Unternehmen verlassen, nur weil sie andernorts mehr Geld verdienen.¹⁹

Gemeinschaft, Ostbezug und „Anti-Kapitalismus“

Westdeutschland gilt als Verkörperung eines auf Formalismus, Individualismus und Egoismus basierenden zügellosen Kapitalismus, dem die Ostdeutschen ein Konzept entgegenstellen, welches die konkret-produktiv erscheinende Form des Kapitalismus affirmiert und in ihr traditionelle DDR-Tugenden und Umgangsformen (Betriebskulturen) beibehält und sogar offensiv propagiert. Nicht selten basiert diese betriebskulturelle Hegemonie auf einem expliziten Paternalismus der Geschäftsführer und auf einem Gründungsmythos der entsprechenden Firmen.

Die eher regressiven Betriebsgemeinschaften der DDR, in denen das deutsche

Arbeitsethos aus alten Tagen bestens gepflegt wurde und man, aus welchen Gründen auch immer, zusammenhielt, existieren fort. In Ostdeutschland existiert ein unhinterfragter, fast schon militanter Gemeinschaftsbezug der Akteure, und man begreift die betriebskulturellen Biotope praktisch als Rückzugsgebiet vor dem Kapitalismus der ungeliebten, westlich-dekadenten und unpersönlichen Art.

Neben dem Verharren auf gemeinschaftsorientierten Betriebs- als auch Alltagskulturen, die auf Gleichmacherei basieren, ist für die Ostdeutschen charakteristisch, dass sie originär westliche Werte wie Individualismus und im weitesten Sinne Bürgerlichkeit ablehnen. Der historische Gebrauchswert des Kapitalismus, die Menschen aus ihren „kleinen, halb barbarischen, halb zivilisierten Gemeinwesen“²⁰ zu befreien: aus Gemeinwesen, die die Menschen in Unmündigkeit, Abergläubigkeit und despotischer und persönlicher Abhängigkeit verkümmern ließen; aus Zuständen, die den Menschen „unter das Joch äußerer Umstände zwangen, statt den Menschen zum Beherrscher der Umstände zu erheben“²¹ kurz: die „radikale Revolutionierung der sozialen Verhältnisse“²², gilt dem Ossi als einzige Zumutung. Dieser „Bedrohung“ wird im Osten ein Gemisch aus regressiver Gemeinschaft mit wahnhafter Verteidigung der Scholle, Sicherheitsstreben, deutschem Arbeitsethos mit einem Hang zum Arbeitsspartanertum entgegengesetzt, und, als wäre dies nicht schon genug, wird keine Gelegenheit ausgelassen, sich als das dauernde Opfer zu präsentieren – die Selbstethnisierung zur ostdeutschen Schicksalsgemeinschaft.

Nicht wenige ostdeutsche, auf dem Gerüst des Arbeitsethos, der Gemeinschaft und des Führungspaternalismus aufgebaute Unternehmen pflegen darüber hinaus sowohl von Beschäftigter- als auch Beschäftigtenseite ein ausgesprochen distanzierendes Verhältnis zu Gewerkschaften, die als vom Westen infiltriert gelten, und betrieblicher Mitbestimmung überhaupt. Mit anderen Worten: Die in Deutschland ohnehin gering ausgeprägte Konfliktbereitschaft der abhängig Beschäftigten erfährt unter diesen Gesichtspunkten ein nochmaliges Unterschreiten eines auf dem Widerspruch Kapital-Arbeit basierenden Standards der Interessenwahrnehmung – der hauseigene „Kapitalist“ wird hier keinesfalls als Vertreter divergierender Interessen begriffen, sondern mindestens als Retter vor der sich im Zuge der Deindustrialisierung der DDR-Ökonomie immer mehr abzeichnenden und damit ins Bewusstsein tretenden Überflüssigkeit gefeiert. Wo einem außer der geliebten Arbeit nichts mehr geblieben ist außer der permanenten Unsicherheit, da findet selbst im Extremfall keine Konfliktaustragung statt.

Die Interpretation der kapitalistischen Wertvergesellschaftung im Osten hat in ihrer Struktur bemerkenswerte Ähnlichkeit mit einem Modus, den Moishe Postone in seinem Aufsatz „Nationalsozialismus und Antisemitismus“ beschreibt: die Personalisierung und damit Identifizierung bestimmter Personengruppen mit dem Kapitalismus in seiner Erscheinung. „Meiner Deutung nach wurden die Juden [...] nicht nur mit dem Geld, das heißt der Zirkulationssphäre, sondern mit dem Kapitalismus überhaupt gleichgesetzt. Diese fetischisierende Anschauung schloss in ihrem Verständnis des Kapitalismus alle konkreten Aspekte wie Industrie und Technologie aus. Der Kapitalismus erschien nur noch als das Abstrakte, das wiederum für die ganze Reihe konkreter gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen, die mit der schnellen Industrialisierung verbunden sind, verantwortlich gemacht wurde.“²³

Was dem Volksgenossen im Dritten Reich der Jude war, nämlich Repräsentant des Kapitals und darüber hinaus die Personifikation von dessen zerstörerischer, mächtiger und demnach unbegreiflicher Macht²⁴, das sind einer antisemitischen Denkstruktur folgend dem Ostdeutschen die „Okkupanten“ aus dem Westen²⁵ und darüber hinaus alle „Fremden“.

Exkurs: Generationenkonflikt im (ost-)deutschen Lager

Auf betrieblicher Ebene könnte, wie Vergleiche der Gruppen unter bestimmten industriesoziologischen Fragestellungen betreffs Zufriedenheit und Interpretation der sozialen Beziehungen nahe legen, künftig in etwas anderer Form der Konflikt zwischen Tradition im Sinne tatsächlich nationalsozialistischer Vorstellungen und einem an Deregulierung gewöhnten Sozialcharakter zum Ausdruck kommen, was letztlich auch zu unterschiedlichen Präferenzen und Wahrnehmungen der von allen favorisierten Gemeinschaften in den unterschiedlichen Generationen führt. Ein Grund zur Hoffnung bestünde eventuell, sollten sich tatsächlich in den jungen Generationen gemeinschaftsskeptischere Sozialcharaktere herausbilden. Vieles scheint jedoch dafür zu sprechen, dass der Konflikt lediglich ein Verteilungskampf um die letzten Reste der auf den Resultaten des NS basierenden Nachkriegsordnung ist. „Gegen die eigene Brut und ihre nationalrevolutionären Zumutungen verteidigen die Noch-Nutznießer der letzten nationalen Revolution zäheren Errungenschaften: Pension, Rente und kündigungsgeschützten Arbeitsplatz. Sie werden verteidigt gegen die, die ebenfalls in den Genuss dieser Errungenschaften kommen wollen und mit ihrem Hass gegen ‚das Undeutsche‘ überdeutlich enthüllen, worauf sich der Anspruch der Alten allein gründet: Aufs Deutschsein. [...]“

Die Jungen reklamieren für sich das nationalsozialistische Ticket, das die Alten ihnen verweigern, weil es nur noch von ihnen selbst eingelöst werden kann – Gnade der frühen Geburt.“²⁶ In einem bleiben aber Junge wie Alte konform: Die Ablehnung des nunmehr geforderten Lebensmodells des nicht mehr unmittelbar volksstaatlich verankerten „autarken Selbstversorgers“²⁷, der lediglich in privater Absicht am Bruttosozialprodukt werkelt und Distanz zum Staat hält.

Fazit

Im Osten hat sich seit der Wende mit der Verschärfung der ökonomischen Rahmenbedingungen und der Wahrnehmung der Krise ein lokalpatriotisches Bewusstsein verfestigt, das klipp und klar als nationalsozialistisch zu kennzeichnen ist. Gemeinschaft, antiwestliche bzw. antibürgerliche Ressentiments, Arbeitsethos und eine autoritäre Grundstimmung des Alltages (Abweichung als Bedrohung) eignen sich bestens, um den Anspruch, wirklich deutsch zu sein – nämlich zu „Arbeit und Tod ‚geeignet und gewillt‘“²⁸ – zu erheben und dieses Lebensgefühl auch aktiv auszuleben.

Die ostdeutsche Gemeinschaft der ewigen Opfer zeichnet sich durch eine hohe „Binnensolidarität“ aus, und dies beinhaltet spiegelbildlich auch den konsequenten Ausschluss derer, die laut Definition nicht dazugehören: Fremde, Unnütze, verdächtige Störer des Betriebsfriedens. Es entsteht darüber hinaus eine Feindschaft gegen das angeblich westlich dominierte und damit irgendwie unlautere politische System. Trotz der vermeintlichen generationsbedingten Unterschiede bleiben zumindest zwei wesentliche Gemeinsamkeiten: Die Selbstethnisierung zur ostdeutschen Opfergemeinschaft und der Anspruch, das „richtige und wahre“ deutsche Volk zu verkörpern.

Dieses Bewusstsein spiegelt sich gelegentlich in Wahlergebnissen für die NPD wider. Dabei ist aber die NPD keinesfalls das eigentliche Problem, genauso wie die groß angelegten Anti-Rechts-Kampagnen seit dem Jahre 2000 nicht die Lösung darstellen. Die NPD ist für jüngere, wie die Wahlstatistiken gezeigt haben, Träger und Ausdruck einer Welterklärung, die die „Alten“ noch bei der Linkspartei finden. Ein Bewusstsein, in dem asoziale Zustände mit einem urdeutschen Krisenbewusstsein sich verschmelzen und das sich keinesfalls auf so genannte organisierte Rechtsradikale beschränkt, sondern das flächendeckend im Osten anzutreffen ist. Der Aufstand der Anständigen mit der bewegungslinken Antifa als Avantgarde widmet sich in Reaktion auf die Verrohung des Ostens in völliger Betriebsblindheit jedoch irgendwelchen faschistischen Strukturen, die aufgedeckt und bekämpft werden sollen. Dieser als Lösung angepriesene

nen Volksfront ist allerdings gründlich zu misstrauen. Denn sie selbst bedient das Prinzip faschistischer Mobilmachung²⁹: als „protestierender Volksbrauch“ rotten sich Menschen zusammen, „um sich zu entrüsten über irgend etwas, was mit dem Sinn der Gemeinschaft nicht zu vereinbaren sei.“³⁰

Alles in allem reden die sich als Antifaschisten wählenden von vornherein am Problem vorbei, die beständig die Nazis in Form von organisierten und mittels Kleiderordnung sichtbaren Kameradschaftsmitgliedern verorten. Unmissverständlich wäre zu diagnostizieren: Nazi ist, aus wem der nationalsozialistische Jargon nur so herausprudelt: zuvörderst der Zonen-Patriot.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Michael Edinger/Andreas Hallermann/Karl Schmitt: Politische Kultur im Freistaat Thüringen. Thüringens Zukunft aus Bürgersicht: Erwartungen, Herausforderungen, Gestaltungsmöglichkeiten. Ergebnisse des Thüringen Monitors. Institut für Politikwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 2006.
- 2 Vgl. Ulrich Enderwitz: Antisemitismus und Volksstaat. Zur Pathologie kapitalistischer Krisenbewältigung. Freiburg 1998.
- 3 Ebd.
- 4 Joachim Bruhn: Was deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation. Freiburg 1994. S. 154.
- 5 Ebd. S. 151.
- 6 Vgl. Gertraude Krell: Vergemeinschaftende Personalpolitik: normative Personallehren, Werksgemeinschaft, NS-Betriebsgemeinschaft, Betriebliche Partnerschaft, Japan, Unternehmenskultur. München 1994.
- 7 Mario Möller: Die Tradition der Sozialbeziehungen in der Arbeitswelt Ostdeutschlands: Altlasten oder Zukunftspotentiale? Magisterarbeit. Jena 2000. S. 21f.
- 8 Vgl. Bruhn 1994. S. 155.
- 9 Dazu zählen das betriebliche Gesundheitswesen, Ferienobjekte, Geschäfte etc. (Vgl. Hans-Günter Hockerts: Grundlinien und soziale Folgen der Sozialpolitik in der DDR. In: Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hrsg.): Sozialpolitik der DDR. Stuttgart 1994.).
- 10 Vgl. Burkart Lutz: Betriebe im realen Sozialismus als Lebensraum und Basis-Institution. In: Rudi Schmidt/Burkhard Lutz (Hrsg.): Chancen und Risiken der Industriellen Restrukturierung in Ostdeutschland. Berlin 1995. S. 135–158 und S. 140ff.
- 11 Rainer Lepsius: Die Institutionenordnung als Rahmenbedingung der Sozial-Geschichte der DDR. In: Kaelble 1994. S. 24.
- 12 Vgl. Alf Lüdke: „Helden der Arbeit“ – Mühen beim Arbeiten. Zur mißmutigen Loyalität von Industriearbeitern in der DDR. In: Kaelble 1994. S. 188–216.
- 13 Vgl. Jörg Roeseler: Die Produktionsbrigaden in der Industrie der DDR. In: Kaelble 1994. S. 144–170.
- 14 Lutz 1995. S. 135–158.
- 15 Ulrich Vosskamp/Volker Wittke: Aus Modernisierungsblockaden werden Abwärtsspiralen – Zur Reorganisation von Betrieben und Kombinatn der ehemaligen DDR. In: Berliner Journal für Soziologie. Heft 1. 1991. S. 17–40 und S. 30f.
- 16 Rudi Schmidt: Die Bedeutung der sozialen Beziehungen für die ostdeutsche Produktionsmodernisierung. In: Berliner Journal für Soziologie. Heft 4. 1995. S. 455–462.
- 17 Dem möglichen Einwand, es handle sich um individuelle Ansichten, die nicht generalisierbar seien, muss entgegengehalten werden, dass diese angeblich rein individuellen Meinungen bereits gesellschaftlich vermittelt sind. Die scheinbare Besonderheit erfährt somit eine weitaus größere allgemeine Bedeutung, als man gemeinhin annehmen möchte. In diesem Sinne sind diese einzelnen qualitativen Aussagen tatsächlich Ausgangspunkt einer Quantifizierung des Ganzen, oder einfacher: wie der Osten

tickt (vgl. Theodor Adorno: Einleitung in die Soziologie. Vorlesung 1968. Frankfurt a. M. 1993. S. 129). Ganz einfach wäre dies an den Leserbriefseiten jeder x-beliebigen ostdeutschen Zeitung ablesbar.

- 18 Lustigerweise stellte sich erst jetzt folgendes aus dieser Interviewpassage heraus: Dieser Lehrer war sehr beliebt unter den Abiturienten. Eines seiner „Verschulden“ war, den Schülern geraten zu haben, sich nicht nur als Manövriermasse autoritärer Lehrer zu verstehen, sondern dass man als Schüler ebenso Rechte genießt; dass die Funktion eines Schülersprechers durchaus mehr Gehalt hat, als die repräsentativen Aufgaben eines Bundespräsidenten zu erfüllen und dass man für seine Rechte auch als Schüler eintreten sollte.
- 19 Einen weiteren wahren Zitatenschatz stellt Sören Pünjers Artikel „Zonen-Simone im Unglück. Der Antifaschismus als Nazi-Schutzprogramm für den Osten.“ in Bahamas Nr. 50 dar.
- 20 Karl Marx: Die britische Herrschaft in Indien. In: Marx/Engels: Ausgewählte Werke. Bd. 2. Berlin 1972., S. 441.
- 21 Ebd. S. 442.
- 22 Ebd. S. 442.
- 23 Moïse Postone: Nationalsozialismus und Antisemitismus. In: Kooperative Haina (Hrsg.): Reader zum 10. Antifa-Ratschlag in Jena. 2000. S. 5.
- 24 Vgl. ebd. S. 3.
- 25 Gleichwohl gilt es zu bedenken, dass die Konsequenzen für einen „arroganten Wessi“ nicht die gleichen sind, wie im NS für Jüdinnen und Juden. Es geht um die Struktur der Feindbestimmung. Dem Westdeutschen droht nicht die Vernichtung. Ähnlich gilt dieser wie der „verjudete“ Abweicher in NS als grundsätzlich therapierbar und für die Gemeinschaft nicht ganz verloren, sieht er seine Verfehlung ein. Ein ähnlicher Mechanismus ist übrigens im Umgang mit Naziaussteigern zu beobachten: Gelten die mittels Kleiderordnung erkennbaren Nazis seit Schröders Aufstand der Anständigen als anachronistischer Standortschreck und als Volksfeind, gegenüber denen sich die Reihen der modifizierten deutschen Volksgemeinschaft schließen lassen, so ist andererseits klar, dass allen Aussteigern, die ihre Verfehlung gegenüber der Gemeinschaft der Standortschützer eingestehen und dem Zeitgeist folgen, eine mannigfaltige mediale Aufmerksamkeit, ja Berühmtheit, als Belohnung gewährt wird.
- 26 Uli Krug: Krieg der Generationen. Deregulation vs. Nationaler Sozialismus. In: Bahamas Nr. 33. S. 21–24.
- 27 Ebd. S. 23.
- 28 Bruhn 1994. S. 107.
- 29 Das wäre an anderer Stelle ausführlicher zu behandeln.
- 30 Adorno 1993. S. 65.

prodomo

zeitschrift in eigener sache

#8 ab März 2008

HUISKENS über antideutsche Proteste in Köln-Kalk | KETTNER über den Film *Shoah* | LEHMANN über die *No Way Out*-Konferenz und Georg Lukács | LENHARD über Kapitalismuskritik zwischen Regression und Revolution | MACHUNSKY über Depenheuer und die Verrechtlichung des Ausnahmezustandes | SCHRÖDER über die neue Intendantin des Kölner Schauspielhauses | SCHÜTZ über Brumliks Zionismuskritik | Rezensionen, Termine, Kommentare etc.

Jetzt online lesen unter:
<http://www.prodomo-online.tk>

Oder ein kostenloses PDF-Abo einrichten:
Einfach E-Mail mit dem Betreff "subscribe" an prodomo_abo@yahoo.com schicken

Knut Gernar

Mit Asterix gegen den Einheitsmix

Seit vier Jahren locken die in Halle stattfindenden „Internationalen Highlandgames“ einige Dutzend grobschlächtige, Baumstämme und Felsbrocken schmeißende Rockträger auf die halblische Pferderennbahn. Die Zahl der Bewunderer der Anfang Juli stattgefundenen archaischen Sportwettkämpfe ging auch in diesem Jahr wieder in die Zehntausend. Veranstalter der Spiele ist der „Clan der Ebronon e.V.“, der seit einiger Zeit zu den festen Größen in der überschaubaren Szene der saalestädtischen Kulturschaffenden zählt. Knut Gernar über den Verein und dessen Kampf für ein neues Keltentum.

Ahnungslose Passanten staunten nicht schlecht, als sie Anfang Mai auf dem Marktplatz in Halle einen über zehn Meter hohen Maibaum vorfanden, der mit allerlei unheimlichen, aus Stroh geflochtenen Figuren und ähnlichem Tand behangen war. Verantwortlich für die unappetitliche Blut-und-Boden-Brauchtümelei war nicht etwa die Hexe von Blair, sondern ein gemeinnütziger Verein, der seit einiger Zeit von sich reden macht. Der „Clan der Ebronon e.V.“, der aus der Betriebssportgruppe eines Umzugsunternehmens hervorging, bewarb mit dem Maibaum nicht nur die nach schottischem Vorbild ausgerichteten so genannten „Highland Games“, sondern auch seinen neusten Coup: Die Veranstaltung eines Konzerts mit der Mittelalterfolkloreband „Corvus Corax“ und dem „Babelsberger Filmorchester“. Ende Mai gaben die Band und das Orchester auf der hallischen Peißnitzinsel den zweiten Teil ihrer Neuvertonung der mittelalterlichen Textsammlung „Carmina Burana“ zum Besten.¹

Sieht man von zahlreichen ästhetischen Bedenken einmal ab, könnte man an dieser Stelle fragen, was es denn gegen eine Freizeithaltung einzuwenden gibt, die die vom Möbelschleppen arg belasteten Gelenke zwar nicht gerade schont, ansonsten aber eher unschädlich ist. Bei einem genaueren Blick auf die Selbstdarstellung und Zielsetzung des Vereins wird jedoch klar, dass es ihm nicht um den spleenigen Spaß an archaischen sportlichen Wettkämpfen und plärriger Blasmusik mit orchestraler Aufpeppung geht, sondern dass die Knochen und Schambeinen für einen höheren Zweck krachen bzw. krächzen sollen. Der „Ebrononclan“ entpuppt sich bei genauerem Hinsehen nicht als harmloser Sport- und Kulturverein mit einer Schwäche für wenig feinsinnige Disziplinen und Klänge. Vielmehr handelt es sich bei seinen Mitgliedern um eine neoheidnische Clique von Brauchtumskämpfern, die ihre Waffen für den Kampf um ein neues Keltentum schärfen.

Von Misteln und Zaubertänken

Bewundernd schauen die Vereinsmitglieder auf ihrer Homepage auf die Eisenzeit zurück, eine Zeit, in der der europäische Kontinent noch zu großen Teilen von undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, in deren Dickicht barbarische Halbwilde ihre Notdurft verrichteten, wenn sie nicht

gerade gegenseitig aufeinander einschlugen oder damit beschäftigt waren, die von den römischen Legionären mitgebrachte Zivilisation vom dunklen Forst fernzuhalten. Besondere Verehrung bringen die Brauchtumskämpfer dabei zwei Gestalten entgegen, mit denen Julius Caesar in den Gallischen Kriegen allerhand Scherereien hatte. Nachträglich wollen sie dem Avernöhauptling Vercingetorix – dessen historisches Verdienst in den Augen des Vereins darin bestand, „sämtliche keltischen Stämme für die Freiheit und Ehre ihres Landes unter seinem Oberbefehl zu vereinen“ – und dem Eburonenführer Ambiorix – „der seinen kleinen Belgerstamm siegreich gegen zwei Legionen Caesars führte und diese vernichtete“ – ein Denkmal setzen.² Beide historischen Figuren bildeten die Vorlage für Albert Uderzo und René Goscinny's Asterixreihe, deren Inhalt dann auch genau dem infantilen Weltbild und dem Geschichtsverständnis des „Ebrononclans“ entspricht. Unter der Rubrik „Religiöses Leben und Verständnis der Kelten und Germanen“ erfährt der Besucher der Homepage dann auch kaum etwas über Menschenopfer und andere finstere Rituale, die das „religiöse Leben“ der tribalen Waldbewohner bestimmten, sondern es ist überwiegend von Druiden die Rede, die auf Bäume kletterten, dort „Misteln“ mit „goldenen Sichel“ schnitten und in großen Kesseln alkoholische „Zaubertänke“ brauten. Nicht nur deshalb liegt es nahe, dass die Gründung des Vereins wohl am ehesten auf die exzessive Lektüre von Asterixgeschichten zurückzuführen ist. Die Mitglieder präsentieren sich auf ihrer Seite stolz mit an Infantilität wohl kaum zu überbietenden und scheinbar direkt dem gallischen Dorf entsprungenen Phantasienamen wie „Verg Eberix“, „Tanzus Elegantus“ oder „Mozart Obelux“.

Besonders der Eburonenhüptling Ambiorix hat es dem Trachtenverein angetan. Selbst nach über 2.000 Jahren nehmen sie es Caesar noch übel, aus den Gallischen Kriegen siegreich hervorgegangen zu sein. Sie grübeln im Nachhinein, was denn besser hätte laufen müssen, um diese schändliche Schlappe zu vermeiden: „Es ist nur der untergeordneten Rolle des Stammes der Eburonen und der geringen Akzeptanz des Ambiorix unter den keltischen Großstämmen zu verdanken, dass Caesar seine gallischen Kriege so günstig für sich abschließen konnte.“ Tja, hätte man da-

mals nur auf ihn gehört ... Aber was nicht war, kann ja vielleicht doch noch werden. Und so halluzinieren sich die Mitglieder des „Ebronencians“ als die direkten Erben und legitimen Nachfolger des Ambiorix, um den Kelten nachträglich doch noch zu ihrem vermeintlichen Recht zu verhelfen: „Wir, als die rechtsrheinischen Nachfahren, wissen um die streitbare Tradition unserer Altvorderen und ihnen zum Gedenken führen wir den Namen Ebronon (sprachliche Abänderung des ursprünglichen Namens) mit Stolz weiter.“

Back to the roots ...

Und da bei Leuten, die mit Worten wie „Stolz“ und „Tradition“ um sich werfen, immer auch das Bedürfnis mitschwingt, andere an ihrem Wesen genesen zu lassen, stellt sich der Verein nicht nur die Aufgabe, die Stadt Halle, den Saalkreis und „ganz Alemannien“ (!) bei Sportveranstaltungen mit „historischen Disziplinen aus keltisch-germanischer Zeit“ zu vertreten. Seine Hauptaufgabe sieht er vielmehr in der „Wiederbelebung verlorenen Kulturgutes“. Es sei nötig, sich auf „die Sitten und Gebräuche unserer kelt-germanischen Altvorderen“ zu besinnen, um die „von immer schneller wechselnden Mode- und Kulturzwängen verkümmerten, historischen Wurzeln“ der Deutschen „als kulturgeschichtliche Alternative zum Einheitsmix“ wieder fest in die heimatlichen Scholle schlagen zu können.

Die Homepage des Vereins stellt vor diesem Hintergrund den Versuch dar, Sinnsucher, die es offenbar nötig haben, 2.800 Jahre tief in den deutschen Wald zu pilgern, über jene „Wurzeln“ aufzuklären. Man weiß eigentlich nicht sehr viel über die Eisenzeit. Noch weniger ist über die vom „Ebronencian“ verehrten Horden bekannt, was nicht zuletzt daran liegt, dass ihre Priestercliquen ein gespaltenes Verhältnis zum geschriebenen Wort pflegten, also keine schriftlichen Überlieferungen hinterließen. Und das sicher aus anderen Gründen, als um durch die mündliche Weitergabe und das Auswendiglernen von Wissen „ihren Geist zu schulen“, wie der „Ebronencian“ glauben machen möchte. Doch um historisch verbrieft Fakten geht es dem Verein auch gar nicht. Es genügt schon ein oberflächlicher Blick, um festzustellen, dass die eisenzeitlichen Waldbewohner den Brauchtumskämpfern lediglich dazu dienen, ihre eigenen Wünsche und Sehnsüchte zu artikulieren. Gallier, Germanen und Kelten sind für die Mitglieder des Traditionsvereins lediglich die Form, die sie benötigen, um ihre nur mühevoll gedeckelten Triebe vorerst noch in gesellschaftlich akzeptierten Bahnen ausleben zu können.

Keltisches Erbe und Zivilisation

Dass diese Art von Sublimierung eine zu tiefst brüchige und prekäre ist, wird an

zwei Sachverhalten deutlich. Zum einen fällt es schwer, den vom Verein in einem der Texte auf der Homepage eher beiläufig ausgesprochenen Wunsch einer „konsequenten Ächtung der Todesstrafe“ allzu ernst zu nehmen, wenn im gleichen Atemzug „von Schwertern mit unnachahmlicher Perfektion“ und „kampftauglichem Stahl“ geschwärmt wird und die Kelten als „zähe Kämpfer“ – die „ohne Rücksicht auf Verluste und ihr Leben“ auch „nach anstrengendem Ritt [...] noch lange und mit Härte kämpfen konnten“ – verehrt werden. Und zum anderen geben sich die hallischen Keltenfans noch nicht einmal Mühe, zu verbergen, wogegen sich die Begeisterung für die „leidenschaftlich kämpfenden Stämme“ letztlich vor allem richtet. Ihrer Keltenverehrung liegt ein Hass auf die Moderne zugrunde, mit dem das zivilisatorische Potential, welches traditionelle Bindungen an Scholle und Blutsbande aufzulösen vermag, abgewehrt wird. Die Ideologie vom einfachen Leben nimmt dabei ihre Anleihen in einer mystisch verklärten und angeblich glücklichen Vergangenheit, in der die Menschen vermeintlich im Einklang mit der Natur ihren zugewiesenen Platz in der dem Boden verhafteten Sippe qua Geburt zugewiesen bekamen. Die Verherrlichung der vorzivilisatorischen Clans spricht dementsprechend auch aus jeder Aktivität der „Ebronon“ und schlägt sich im Vereinsleben und in dessen Satzung nieder. Der Verein bezeichnet seine Mitgliederversammlung als „Thingversammlung“, in seiner Satzung wird von der „Ehre“ gefaselt, das „Clansymbol“ zu tragen. Und ehemalige Mitglieder, die in den Augen des „Clanchiefs“ ein zu geringes Engagement zeigten, angeblich „unehrenhaftes, unwahrhaftiges und [...] feiges Verhalten“ an den Tag legten und eine Verbindung zum Ministerium für Staatssicherheit hatten, werden auf der Homepage namentlich an den Pranger gestellt.

Das Leben zur Zeit der Kelten wird von ihren Nacheiferern – vergleichbar mit dem immer fröhlichen und im Grunde friedlichen Dorfleben in den Asterix-Comics – als harmonisches, einträchtiges und vor allem als verloren gegangenes goldenes Zeitalter verklärt, in dem die Welt noch in Ordnung war, ein Gelage das andere jagte und sich der Einzelne noch vor dem durch „wechselnde Mode- und Kulturzwänge“ verursachten „Einheitsmix“ sicher wännen konnte. Es ist die Zivilisation, die in diesem Weltbild als Hauptfeind benannt wird, zersetzt sie doch durch Gleichmacherei und Künstlichkeit den Boden, in welchen die Deutschen erneut ihre Wurzeln schlagen sollen. Und so werden Eigenschaften wie „geistige Unabhängigkeit“, „Ungezähmtheit“, „Kampfeswillen und [...] feuriges Auftreten“ als wesenhaft keltische halluziniert und gegen die Zivilisation in Anschlag gebracht. Die eben genannten Merkmale, so der „Ebronencian“, waren

etwas, das „dem zivilisierten Gemeinwesen des Mittelmeerraumes schon abhanden gekommen war“, weswegen „die antike Welt [...] die Kelten [...] als Untermenschen“ betrachtete und bekämpfte, aber eben auch „bewunderte“. Und obwohl die Kelten von Caesars Legionen in den Gallischen Kriegen militärisch geschlagen wurden, seien sie in Wahrheit doch den blasierten Römern haushoch überlegen gewesen. Denn nur bei ihnen gab's noch echte Kerle, die aus Überzeugung für die gerechte Sache kämpften und keine Rädchen im System, die nicht nur fürs Kämpfen bezahlt werden, sondern sich auch noch von ihren Vorgesetzten sagen lassen, wie sie zu kämpfen haben: „Gegenüber der taktisch gedrillten Berufarmee der Römer stand bei den Kelten der Mut des Einzelnen höher als Strategie und Taktik der Gemeinschaft.“

Asterix und die Juden

Das vom „Ebronencian“ erträumte und erst wieder herzustellende authentische Keltentum sehen dessen Fürsprecher – analog zum gallischen Dorf – einer permanenten Bedrohung ausgesetzt. Unfrieden wird in den Asterix-Heften stets von außen ins gallische Dorf gebracht, sei es durch Gallier, die von römischen Sitten affiziert wurden, oder durch die römischen Legionäre selbst, deren Ziel es ist, das Dorf plattzumachen. Asterix' Clan befindet sich im permanenten Abwehrkampf gegen alles Römische. Was die Gallier immer wieder vor der drohenden Assimilation ins Römische Reich rettet, ist ihre traditionelle Lebensweise und die damit verbundene druidische Magie. Während man in den reaktionären Heftchen zumindest einen Hauch von Ironie antreffen kann – die Römer bezeichnen das Dorf als „Dorf der Verrückten“ und Asterix' Truppe unternimmt dann auch alles, um dieses Etikett zu verdienen –, nehmen die Brauchtumskämpfer ihren Inhalt für bare Münze und machen ihn zu ihrem Grundsatzprogramm.

Dass ihnen dabei immer wieder die Realität in die Quere kommt, scheinen die Mitglieder des Vereins selbst zu bemerken. Wenn es ihnen nicht gelingt, Grausamkeit und Barbarei von den historischen Kelten abzuspalten, wenn also die wenigen historisch verbrieften Fakten etwas anderes über die Kelten sagen, als der „Ebronencian“ hören möchte, wird relativiert, bis dass der Kilt flattert. Wenn der von ihnen zitierte griechische Geschichtsschreiber Diodorus Siculus beispielsweise die ebronischen Liebesobjekte als versoffene Bande von Wilden beschreibt, die die abgeschlagenen Köpfe ihrer Feinde um die Hälse ihrer Pferde hängten, sie in konservierter Form als Jagdtrophäen in ihren Häusern aufbewahrten und nach Herzenslust um sie feilschten, dann, so der „Ebronencian“, handelte es sich bei diesen blutrünstigen Akten keineswegs um viehische

Barbarei, sondern um ehrenhaftes Handeln: „In den Augen der Völker des Mittelmeerraumes war das Abschlagen der Köpfe eine Verhöhnung der Gefallenen, jedoch verstanden die Kelten den Kopf als Sitz der Seele und es als Hochachtung, vor dem ehemaligen Feind diesen zu bewahren.“ Zwar räumt der Verein ein, dass die Kelten gelegentlich etwas über die Stränge schlugen und sehr „oft grausam“ und „im Blutrausch waren“, doch sei dies halb so wild gewesen, denn „im Gegensatz zu den Römern“ hätten sie „niemals aus kalter Berechnung getötet“.

Da die Römer zum verhassten Gegner nicht mehr taugen, und die vom „Ebronclan“ vertretene Ideologie aus einer inneren Logik heraus eine Feindbestimmung ganz anderer Art vornimmt, werden die Verantwortlichen für den verhassten „Einheitsmix“ anderweitig festgemacht. Schuld an der Entfremdung der Deutschen von ihren Wurzeln und dem damit einhergehenden Verschwinden keltischer „Werte“ wie „Tapferkeit, Kreativität und Naturverbundenheit“ sind in den Augen der hallischen Ebronnen nicht nur die militärische Überlegenheit der Römer, sondern auch das Judentum und das aus ihm entstandene, die letzten Kelten ab dem fünften Jahrhundert assimilierende Christentum. Die Verdrängung der keltischen Lebensweise, die Entfremdung der Menschen von der Natur und die Umweltverschmutzung nahm in den Vorstellungen der hallischen Gallier mit Moses ihren Anfang: „Die Kelten sahen sich als Teil dieser Welt und nicht als deren Besitzer, die sich die Welt Untertan machen sollten, wie es im christlich-jüdischen Verständnis gesehen wurde.“ Dagegen wollen die Kiltträger den „Einsatz für die Natur als Grundlage“ ihres „kelt-germanischen Selbstverständnis[es] und Glauben[s]“ in Anschlag bringen.

Keltentum und europäische Identität

Sollten sich zur Kritik halbwegs befähigte Leser an dieser Stelle fragen, wie es denn sein kann, das solch völkischer Dreck von der hallischen Öffentlichkeit nicht nur unbemerkt, sondern auch noch von der hallischen Oberbürgermeisterin Dagmar Szabados indirekt hofiert wird – sie übernahm die Schirmherrschaft für das oben erwähnte Konzert –, dann sei ihnen an dieser Stelle versichert, dass es sich bei den Mitgliedern des „Ebronclans“ keineswegs um ordinäre Brauchtumsnazis handelt. Der Grund, aus dem sie, von der Öffentlichkeit beworben, unbehelligt in die Reihen der hallischen Kulturmafia aufgenommen werden konnten, ist darin zu suchen, dass sie die Sprache des anständigen Deutschlands aufs Genaueste beherrschten. Und so wird der Homepagebesucher im kulturalistischen Jargon darüber aufgeklärt, dass die „Kelten [...], ebenso wie die Germanen, keine Rasse, sondern verschiedene Stämme mit gleichen kulturell-

religiösen Charakteristika“ waren und „eine kulturelle, sprachliche [...] und religiöse Einheit“ bildeten. Da für die ebronischen Heimatschützer in der prähistorischen Vergangenheit die Zukunft liegt, klagen sie wehleidig über die Verluste, die „Europa und die Welt (!) durch die Vernichtung der festlandkeltischen Kultur“ erlitten hätten, denn schließlich „gäbe es Europa, in der Art und Weise wie wir es heute kennen, ohne die Kelten nicht“. Sie seien es gewesen, die „über Jahrhunderte die Geschicke und die geschichtliche Weiterentwicklung“ des Kontinents „wie kein anderes Volk mitbestimmt“ hätten.

Vor diesem Hintergrund stellt die nicht nur in Halle zu beobachtende und weit über esoterische Kreise hinausgehende Keltenbegeisterung auch den Versuch dar, tief in der Mottenkiste der Vergangenheit nachideologisch Verwertbarem zu kramen, um sich daraus eine kollektive europäische Identität zu schneiden. Um nur ein Beispiel dafür zu nennen: Der von der Europäischen Union finanzierte saarländische Verein „Forum Europa. Verein zur Förderung europäischer Kultur und Bildung e.V.“, dessen erklärtes Ziel es ist, „Europa abseits von hoher Politik und komplizierten Strukturen erlebbar [zu] machen“, ließ zwischen den Jahren 2005 und 2007 im Saarland einen Skulpturenweg anlegen, an dem Künstler „aus dem keltischen Siedlungsgebiet von Irland über Spanien bis in die Türkei“ mitwirkten. Ziel dieses Wanderweges sei die Ergründung der „gemeinsamen europäischen Wurzeln“ und das Nachdenken über die „europäische Identität“, um aus der keltischen Vergangenheit „eine Brücke zur Gegenwart [...] schlagen“ zu können.³

Die Frage, worin denn nun eigentlich genau der große Verdienst bestand, den die Kelten für Europa und damit die Welt geleistet haben sollen, kann der hallische „Ebronclan“ genau beantworten: Sie waren die Erfinder eines häufig getragenen und beliebten Kleidungsstücks. Es ist „das heute existierende Kapuzenshirt“, das „auf keltische Einflüsse zurück“ geht. Hier bleibt dem Autor nur zu sagen: Danke, Asterix, danke!

Anmerkungen:

- 1 Die deutsche Begeisterung für Vertonungen dieser mittelalterlichen Lieder ist keine neue Erscheinung. Bereits die „Carmina Burana“ des Nazikomponisten Carl Orff war ein Gassenhauer. Versatzstücke aus ihr dürften dem einen oder anderen noch als Titelmusik einer aus den 80er Jahren stammenden britischen Verfilmung über die Galsritter um König Artus zäh im Gehörgang kleben. Die Vertonung durch „Corvus Corax“ erfreut sich ebenfalls größter Beliebtheit, die Veröffentlichung des Albums „Cantus Buranus“ brachte ihnen gleich einen Neueinstieg auf Platz 15 der deutschen Charts ein, und auch das hallische Open-Air-Konzert war trotz strömenden Regens bestens besucht.
- 2 So nicht anders gekennzeichnet, entspringen sämtliche Zitate im Text der Homepage: www.ebronclan.de.
- 3 Näheres unter: www.forum-europa-saar.de.

dokumentiert

Im Osten nichts Neues

Im Folgenden dokumentieren wir einen Text des Internetblogs „Lizas Welt“, in dem sich kritisch mit der Fanszene des „Halleschen FC“, ihren letzten Eskapaden, den vereinsinternen Reaktionen und der gegenwärtigen Konjunktur antisemitischer Fangesänge in deutschen Stadien auseinandergesetzt wird. Wir danken lizaswelt.net für die freundliche Genehmigung.

Vor einigen Wochen kam es bei einem unterklassigen Fußballspiel in Deutschland einmal mehr zu antisemitischen Ausschreitungen: Während einer Oberligapartie des „Halleschen FC“ grölten Anhänger dieses Vereins diverse Male in beidseitiger Absicht „Juden Jena“ in Richtung der Gästespieler. Der Schiedsrichter zog es jedoch vor, diese Vorfälle nicht im offiziellen Spielbericht zu erwähnen, die Verantwortlichen des HFC behaupten, nichts gehört zu haben, und im Forum eines Fanclubs wurden kritische Beiträge gelöscht. Insbesondere im Osten der Republik sind solche Geschehnisse an der Tagesordnung. Einschneidende Konsequenzen gibt es jedoch praktisch nicht.

Es war nicht das erste Mal, dass die HFC-Fans bei einem Spiel ihrer Mannschaft gegen den „FC Carl Zeiss“ auffällig wurden: Bereits vor vier Jahren war es bei dieser Begegnung – damals in Jena – zu Krawallen und antisemitischen Hassgesängen gekommen. Nun wiederholte sich die Szenerie: „Schiedsrichter André Stolzenburg pfeift einen Eckball für die Gäste. Als der Jenaer Spieler sich der Hallenser Kurve nähert, ertönen die Rufe zum ersten Mal, erinnert sich ein Augenzeuge: ‚Juden Jena!‘“, berichtete Christoph Ruf auf „Spiegel Online“. „Der Zeuge, der das Spiel in der HFC-Kurve verfolgte, erinnert sich, dass der Linienrichter zu diesem Zeitpunkt genau vor der Kurve stand. Er kann das nicht überhört haben“, heißt es in dem Beitrag weiter. „Doch im Spielberichtsbogen sind die antisemitischen Rufe, die danach noch mehrfach zu hören waren, nicht vermerkt. Mehrmals während des Spiels wurde ‚Juden Jena‘ in unsere Richtung gebrüllt“, sagt auch Lutz Hofmann vom Jenaer Fanprojekt, der sich in etwa 100 Meter Luftlinie Entfernung in der Gästekurve aufhielt.“

Auf „Spiegel Online“ sind aber nicht nur Stellungnahmen von Besuchern des Spiels zu lesen, sondern dort findet sich außerdem eine Audio-Datei, die das Gebrüll dokumentiert. Die Parolen sind so eindeutig zu vernehmen, „dass der Stadionsprecher sie eigentlich unmöglich überhört haben kann“, konstatierte Ruf. „Dennoch wurden die Schreihälse aus der Hallenser Kurve zu keinem Zeitpunkt aufgefordert, die

Schmähgesänge einzustellen.“ Auch im Internetforum des HFC-Fanklubs „Web-Hallunken“ seien die Grölerien diskutiert worden. Inzwischen ist der entsprechende Thread jedoch nicht mehr aufzurufen. Zur Begründung heißt es dort, „die Medien“ hätten – unter Berufung auf das Forum – „teilweise falsche Angaben sowie nicht korrekt wiedergegebene Zitate von HFC-Vertretern“ verwendet, weshalb man sich gezwungen sehe, die Zusammenarbeit mit der Presse einzustellen und die Beiträge auf der Internetseite zu löschen. Offenbar empfindet man die Zeugenaussagen als Nestbeschmutzung, die man weit stärker gewichtet als den Antisemitismus der eigenen Klientel.

Die Verantwortlichen des „Halleschen FC“ wollen die Tiraden nicht gehört haben; der Präsident des Klubs kündigte jedoch immerhin an, bei entsprechenden Beweisen „mit dem kompletten Programm rechtsstaatlicher Maßnahmen“ gegen diejenigen vorgehen zu wollen, die sie angestimmt haben. Beim „Nordostdeutschen Fußball-Verband“ (NOFV) ist außerdem eine Anzeige eingegangen. NOFV-Geschäftsführer Holger Fuchs versicherte, den Vorfällen nachzugehen und gegebenenfalls drakonische Strafen zu verhängen. Bereits im Oktober 2006 war der HFC zu einer Geldstrafe und einem Spiel vor leeren Rängen verurteilt worden, nachdem Zuschauer einen Spieler des „FC Sachsen Leipzig“ mit Affenlauten rassistisch gedemütigt hatten.

Ereignisse wie die in Halle sind im Amateurfußball keine Ausnahme. Immer wieder kommt es vor allem in Ostdeutschland zu rassistischen und antisemitischen Manifestationen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang beispielsweise an ein Jugendspiel in Wurzen, das am so genannten „Vatertag“ im Mai letzten Jahres in eine Nazi-Demonstration verwandelt wurde. Damals riefen Jugendliche Sprüche wie „Du Judenschwein“, „Fick deine Mutter, du Judensau“ und „Wir ziehen dir die Vorhaut runter, du Jude“ in Richtung der Spieler des Gastvereins aus Chemnitz und des Schiedsrichter-Gespans. Die Wurzener Vereinsverantwortlichen leugneten seinerzeit die Vorfälle, bis sie schließlich nicht mehr abzustreiten waren. Auch und vor allem der Berliner Klub „TuS Makkabi“ ist regelmäßig mit antisemitischen Anfeindungen konfrontiert. Im Oktober 2006 wurde deshalb sogar ein Spiel seiner zweiten Mannschaft abgebrochen. Und seit Ende März wird gegen zwei Personen ermittelt, die bei einem Spiel von Makkabis Erster den so genannten Hitlergruß entboten respektive neonazistische Beleidigungen von sich gegeben haben sollen. Der Vorsitzende des Vereins, Tuvia Schlesinger, sagte, derartige Ereignisse wiederholten sich ständig: „Mittlerweile haben wir alle zwei, drei Wochen so eine Geschichte.“

Doch berichtet wird darüber nur gelegentlich, und noch seltener gibt es Konsequenzen, einschneidende schon gar nicht. Während der „Deutsche Fußball-Bund“ (DFB) in den Profiligen medienwirksame Aktionen wie „Zeig dem Rassismus die rote Karte“ initiiert oder unterstützt und dort ausländerfeindliche und antisemitische Tiraden inzwischen rückläufig sind, gilt für Spiele in den unteren Klassen das Gegenteil. Insbesondere bei den Verantwortlichen von Ostklubs lautet das Motto: „Erst leugnen, und wenn das nicht mehr geht, auf Teufel komm raus bagatellisieren“, wie Raicko Eichkamp bereits im November 2006 in der „Jungle World“ resümierte. Bei nicht wenigen Amateurvereinen besteht die Anhängerschaft dabei zu erheblichen Teilen aus exakt jenen Zuschauern, die für die Hasstiraden verantwortlich sind. Und auf deren Obolus will man nicht verzichten. Dabei nimmt man in Kauf, dass andere Fans aus genau diesem Grund den Stadien fern bleiben.

Im Internetforum der „Web-Hallunken“ wird es derweil überwiegend begrüßt, dass der Widerspruch gegen die antisemitischen Ausschreitungen beim Spiel gegen Jena unterbunden wurde. „ich find es richtig, die threads zu löschen. denn politische äusserungen sind nunmal nicht sinn und zweck dieses forums und daher gehören diese postings gelöscht“, befand beispielsweise der User „Ranu“. „arma“

urteilte: „100 % Richtig!“, „ammendorfer“ beschied einem, der anderer Ansicht war, schlicht: „geh in den Zoo zurück!“, und „Der Akener“ mahnte eine Prioritätensetzung an: „wir sollten uns jetzt auf sonntag konzentrieren und ein rot weißes meer aufbieten.“ Dass „Jude“ als Schimpfwort verwendet wurde, beschäftigt augenscheinlich keinen der Teilnehmer. Denn das ist längst Normalität.

Nachtrag der Redaktion: *Ein Mob, der sich wenige Tage nach dem HFC-Spiel durch die hallische Innenstadt bewegte, zeigte ein weiteres Mal deutlich, was für eine Art „Fankultur“ sich beim HFC über die Jahre entwickelt hat: Die jungen Männer empfanden die Reaktionen der überregionalen Medien wohl als derart entehrend, dass sie der als „Sprachverbot“ verstandenen Kritik, mit einem offenbar Ruhm versprechenden „Und wir rufen’s noch einmal: JUDEN JENA!“, entgegentraten. Eine Woche nach dem Spiel gegen Jena enthielten Fans des „Halleschen FCs“ beim Derby gegen den Erzrivalen „FC Sachsen Leipzig“ dann Transparente mit den Sprüchen „Ha ha habt ihr Beweise?“ und „Gegen Medienhetze“. Nach einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit Rassismus und Antisemitismus klingen solche Äußerungen nicht. Schuld am schlechten Ruf des Vereins wird den Medien gegeben, die offenbar zu Unrecht von antisemitischen Gesängen in der Fankurve berichtet hätten.*

AG Antifa

Die Bücherverbrennung 1933 in Halle

Am 10. Mai 1933 fand in Berlin die zentrale Bücherverbrennung statt. Zwei Tage später, am 12. Mai, folgte man in Halle dem Berliner Vorbild und verbrannte die Schriften jüdischer, marxistischer und anderer unliebsamer Autoren. In diesem Jahr jähren sich diese Ereignisse zum 75. Mal.

Nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler versuchten die Nationalsozialisten, den Bruch mit der Weimarer Republik bzw. den Anbruch der „neuen Zeit“ auch auf symbolischer Ebene zu präsentieren. Die wohl bedeutendsten, auch über Deutschland hinaus wahrgenommenen Ereignisse dieser Art waren die Bücherverbrennungen, die Anfang bis Mitte Mai 1933 in zahlreichen deutschen Universitätsstädten durchgeführt wurden.

Die Deutsche Studentenschaft

Anders als oftmals behauptet, wurden die Bücherverbrennungen nicht vom Reichspropagandaministerium geplant und koordiniert. Für ihre Organisation und Durchführung zeigte sich vielmehr die „Deutsche Studentenschaft“ (DSt), die im April 1933 zur alleinigen Vertreterin der deutschen Studierenden ernannt worden war, bzw. deren Hauptamt für Presse und Propaganda unter Hanskarl Leistritz verantwortlich.¹ Goebbels wurde erst nach Vollendung der Konzeption und der internen

Verständigung zwischen der Deutschen Studentenschaft in Berlin und ihren Gliederungen im Reich gebeten, bei der Bücherverbrennung in Berlin eine Rede zu halten.²

Die Bücherverbrennungen waren Teil einer von der DSt initiierten Kampagne mit dem Titel „Wider den undeutschen Geist“. Diese Kampagne sollte Anfang April 1933 mit dem Anschlag von Plakaten mit zwölf Thesen „Wider den undeutschen Geist“ beginnen und mit den Bücherverbrennungen in zahlreichen deutschen Universitätsstädten ihren vorläufigen Höhepunkt finden.

Aus „Anlaß der schamlosen Hetze des Weltjudentums gegen Deutschland“, so hieß es im ersten Rundschreiben, mit dem die DSt in Berlin versuchte, die Aktivitäten in den einzelnen Städten zu koordinieren, sei geplant, eine „öffentliche Verbrennung jüdischen zersetzenden Schrifttums“ durchzuführen.³

Der „Zentralausschuss zur Durchführung der nationalen Revolution“

Der hallische Ansprechpartner für die Organisatoren der Bücherverbrennung war der studentische „Zentralausschuss zur Durchführung der nationalen Revolution“. Der Ausschuss war im April 1933 von Mitgliedern des „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes“ (NSDStB), der Studierendenorganisation der NSDAP, gegründet worden, um die Universität Halle im nationalsozialistischen Sinn umzugestalten. Da die Professoren – auch wenn sie das Ende der Republik mehrheitlich begrüßten – dem Nationalsozialismus zumeist skeptisch gegenüberstanden, wurde die Gleichschaltung der Universitäten vor allem von den Studierenden betrieben.⁴ Diese waren zum Großteil bereits lange vor 1933 zu Anhängern der NSDAP geworden.⁵

Nach einer Hetz- und Verleumdungskampagne gegen den jüdischen Juristen, Volkswirtschaftler und Soziologen Friedrich Hertz widmete der Ausschuss einen Großteil seines Engagements seit Ende April 1933 der Vorbereitung und Durchführung der Bücherverbrennung.⁶ Etwa zeitgleich zu ähnlichen Aktivitäten in Berlin erarbeitete man eine Liste sogenannter undeutscher Literatur, die mit dem Titel „Vorläufiger Hallischer Generalindex jüdischer, marxistischer, pazifistischer und anderer volkszersetzender Schriften“ überschrieben wurde. Die darin aufgeführten Schriften sollten aus Bibliotheken und Buchhandlungen entfernt und schließlich öffentlich verbrannt werden. Darüber hinaus forderten Vertreter des Ausschusses die Bevölkerung, Universitätsangehörige, die Betreiber von Bibliotheken und Buchhandlungen in mehreren Zeitungsartikeln und auf Plakaten auf, sich an der Säuberung der Universität zu beteiligen sowie jüdische, marxistische und andere unliebsame Dozenten und Assistenten zu denunzieren. Bücher und Schriften, so wurde erklärt, „deren Inhalt deutschem Gedanken gut in sittlicher, religiöser, ethischer und völkischer Hinsicht zuwiderläuft“, sollten aus Bibliotheken, Buchhandlungen und Privatbesitz entfernt werden.⁷

Einsprüche

Der Landwirtschaftswissenschaftler Gustav Frölich, der noch kurz vor der Macht ergreifung der Nationalsozialisten zum Rektor der Universität gewählt worden war und wenig später abgesetzt wurde, protestierte zunächst gegen diese Aktivitäten der nationalsozialistischen Studenten. Er verwahrte sich gegen die Denunziationsaufrufe des Zentralausschusses und untersagte den Studenten die Präsentation eines Plakates mit Aufforderungen zur „Säuberung“ der Universität und der Bibliotheken am schwarzen Brett der Hochschule. Nach einer Rücksprache mit dem Kultusministerium schwenkte er jedoch

ein und genehmigte den Aushang des Plakates.⁸

Neben diesem Einspruch wurden die Aktivitäten des hallischen Zentralausschusses – allerdings mit anderer Motivation – auch von der DSt in Berlin kritisiert. Die Einwände aus Berlin bezogen sich vor allem auf das Plakat, das der Zentralausschuss zur Vorbereitung der Bücherverbrennung in Halle hatte fertigen lassen. Das Plakat – darauf wurde die „Säuberung“ von Büchern und Bibliotheken sowie die Sammlung und Zerstörung der entsprechenden Literatur gefordert –, so erklärten Vertreter der DSt in Berlin, lasse zuviel Ablehnung spüren und das „Positive des Nationalsozialismus“ vermissen.⁹

Deutsche Revolutionäre

Während die Angehörigen des hallischen Zentralausschusses bei ihren Aufrufen zur Bücherverbrennung, zu Denunziationen und Boykotten nur wenige Skrupel zeigten, äußerten sie in Hinblick auf die juristischen Voraussetzungen der Bücherverbrennung größere Bedenken. Ende April, Anfang Mai 1933 fragten Mitglieder des Ausschusses in Berlin an, ob die Beschlagnahme von Büchern aus Büchereien und Buchhandlungen juristisch auch gedeckt sei. Immerhin, so die Studenten, handle es sich hierbei um Privatbesitz. Wahrscheinlich nicht zuletzt um erneuten Vorwürfen mangelnder Konstruktivität aus dem Wege zu gehen, schlug man der Führung der DSt vor, von der Gestapo eine Bücherliste erstellen zu lassen. Die darin aufgeführten Buchtitel sollten per Erlass zur Konfiszierung freigegeben werden.¹⁰

Da ein solcher Erlass bis zum Zeitpunkt der Verbrennung nicht mehr erfolgte, bemühte sich der Zentralausschuss um den Ausbau der Zusammenarbeit mit der hallischen Polizei. Der Polizeipräsident hatte sich bereits in den Wochen zuvor bereit erklärt, die Beschlagnahme der Bücher auch ohne juristische Grundlage zu verantworten. Vom 2. bis zum 6. Mai durchkämmte eine Gruppe von Studenten und Kriminalbeamten schließlich die örtlichen Büchereien und Buchhandlungen und zog die auf dem Generalindex zusammengetragenen Titel ein. Bis auf einen Fall, so berichteten Angehörige des Zentralausschusses später nach Berlin, sei die Aktion beziehungslos verlaufen.¹¹

Die Bücherverbrennung

Am 12. Mai 1933, zwei Tage nach der Berliner Bücherverbrennung, wurde schließlich auch in Halle ein Scheiterhaufen errichtet.¹² Repräsentanten des Lehrkörpers der Universität, der Rektor, der Oberbürgermeister, der Polizeipräsident sowie der Kreisleiter der NSDAP versammelten sich auf dem Universitätsplatz, die studentischen Verbindungen nahmen vor dem Hauptgebäude der Hochschule Aufstellung.¹³ „Eine nach Tausenden zählen-

de Zuschauermenge“, so wurde kurze Zeit darauf in der Hallischen Universitätszeitung berichtet, „wollte Augenzeuge des Verbrennungsaktes sein.“¹⁴

Nach dem Vortrag des Liedes „Volk ans Gewehr“ durch die Chöre der Sängerschaften Fridericiania, Ascania und Salia warf Reinhardt von Eichborn, der Leiter des Hauptamtes für politische Erziehung der DSt in Halle, „unter brausendem Jubel der Zuschauermenge“ Bücher in die Flammen.¹⁵ Johannes Weidemann, der Oberbürgermeister, sprach in seiner Rede von einer „verheerenden Tätigkeit gewinnheischender jüdischer Asphaltliteraten“ und bezeichnete die Bücherverbrennung als ein „Symbol der Selbstbesinnung und bewusster Verneinung undeutschen Geistes“. Die Verbrennung sei keine „leere Farce“, sondern „eine Demonstration des neuen Deutschland gegen internationales, charakterloses Journalistentum“. Mit dem Deutschland- und dem Horst-Wessel-Lied wurde die Bücherverbrennung schließlich beendet.

Anmerkungen:

- 1 Michael Grüttner: Studenten im Dritten Reich, Paderborn u.a. 1995, S. 76.
- 2 Vgl. ebd., S. 76f.
- 3 Zit. nach Hendrik Eberle: Die Martin-Luther-Universität in der Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945, Halle 2002, S. 43.
- 4 Vgl. Walter Zöllner: Die Martin-Luther-Universität unter dem NS-Regime, in: Walter Pauly (Hg.): Hallische Rechtsgelehrte jüdischer Herkunft, Köln 1996, S. 1f.
- 5 Vgl. ders.: Die Universität Halle am Ende der Weimarer Demokratie und unter der NS-Diktatur unter besonderer Berücksichtigung der Geschichtswissenschaft, in: Gunnar Berg, Hans-Hermann Hartwich (Hrsg.): Martin-Luther-Universität. Von der Gründung bis zur Neugestaltung nach zwei Diktaturen, Opladen 1994, S. 83f.
- 6 Vgl. Eberle, S. 39–43.
- 7 Vgl. Arthur Schellbach: Die Auswirkungen der anti-jüdischen Rassenpolitik im Lehrkörper der Universität Halle-Wittenberg in der Zeit der NS-Diktatur, in: Jüdische Gemeinde zu Halle (Hg.): 300 Jahre Juden in Halle. Leben, Leistung, Leiden, Lohn, Halle 1992, S. 309.
- 8 Vgl. Werner Prokoph: Demokratische Bestrebungen und faschistischer Ungeist an der Universität Halle-Wittenberg in den Jahren 1929 bis 1934. Dissertation, Halle 1967, S. 134.
- 9 Vgl. Eberle, S. 45.
- 10 Vgl. ebd., S. 45ff.
- 11 Vgl. ebd.
- 12 Am 10. Mai fand in Halle ein Vortrag des in Jena lehrenden Rassenkundlers Hans F. K. Günther („Rassegünther“) statt. Vgl. ebd., S. 47.
- 13 Bericht der Hallischen Universitätszeitung vom 1. Juni 1933, in: Werner Piechocki (Hg.): Halle, alte Museenstadt, Halle 1994, S. 241.
- 14 Vgl. ebd.
- 15 Vgl. ebd., S. 242.
- 16 Vgl. ebd.

Amen 81

Punk starb irgendwann im Sommer 1978. Nachdem die „Sex Pistols“ bei EMI unterschrieben hatten, erhoben die Puristen den Zeigefinger, machten aus ihrer Geschäftsuntüchtigkeit eine Tugend und warfen den großen Punkbands vor, „die Sache“, die es tatsächlich nie gegeben hatte, verraten zu haben. In Fanzines, Liedern und Booklets diskutierte die Szene darüber, wie sich Punk der Integration in die Kulturindustrie entziehen könne. Die Bewegung, deren Markenzeichen „No Future“ hieß, machte sich also plötzlich Gedanken um ihre Zukunft. Seither ist Punk eine Mischung aus Folklore und alternativem Pfadfinderverein. Jeder Sozialkundelehrer dürfte sich über den jungen und engagierten Punk freuen, der durch Punkrockmagazine für die gleichen Probleme sensibilisiert ist wie der Lehrer durch die Lindenstraße, mit Hilfe der Punk-Ikonen „But Alive“ und „Anti-Flag“ nachdenklich, differenziert und sensibel argumentieren kann und durch Michael Moore bestens über die amerikanische Sozialpolitik informiert ist. Zurzeit gibt es nur wenige Punkbands, die sich dem Marsch ins Landschuljugendheim verweigern. Eine davon ist „Amen 81“ aus Nürnberg, die eigentlich zum diesjährigen Sommerfest der „Ludwigstraße“ spielen sollten, aber leider absagen mussten. „Bonjour Tristesse“ sprach mit der Band.

Eure Lieder „Das Palituch“ und „Races High“ sind zwar inzwischen auch schon zwei, drei Jahre alt, sie sorgen in der Punkszene trotzdem immer mal wieder für Aufregung. Worum geht’s?

Im Lied „Das Palituch“ geht es um den antisemitischen Kern, der viele so genannte „Antizionisten“ eint. Am augenscheinlichsten zeigt sich das im gleichen Dresscode. Die Tatsache, dass sich Menschen, die sich als links verstehen, ebenso wie Neonazis Palitücher tragen, ist bezeichnend, auch wenn bei beiden Fraktionen wahrscheinlich die Mode im Vordergrund steht. (Hüstel) Ich habe den Text geschrieben, und ich fand Palitücher schon immer scheiße, früher aus ästhetischen Gründen (für mich war das schlicht Hippiescheiße), heute zusätzlich aus ideologischen.

Der Song „Races High“ ist als Reaktion auf den revisionistischen Taumel entstanden, der im Sommer 2003 in Deutschland wütete. Hier wurden zum ersten Mal in einer ungeschminkten Form die Täter zu Opfern erklärt. Die NPĐ nannte das Bombardement auf deutsche Städte „Völkermord“ und sprach vom „Bombenholocaust“. Die Medienwelt schwenkte etwas gemäßigter auf den Kurs ein und plötzlich waren die Deutschen die Leidtragenden des Zweiten Weltkrieges. Der Titel für das Lied ist übrigens einer Verneinung vor dem tollen Song „Aces High“ der tollen Band „Iron Maiden“ geschuldet. In diesem Lied wird sehr unterhaltsam der Luftkampf der siegreichen englischen Luftflotte gegen die deutsche Luftwaffe beschrieben.

Als Punkband singt man normalerweise gegen Bullen, Nazis, „das System“ und die USA. Von Zeit zu Zeit gibt’s auch das obligatorische Trinklied („Ich sauf allein“ usw.). Warum habt ihr ausgerechnet ein Lied über das Palituch und Arthur Harris gemacht?

Diese Frage kann ich sehr knapp beantworten: Es gibt uns jetzt fast 15 Jahre und unsere ersten Platten sind voller extrem toller Texte und Lieder gegen Nazis, Bullen und Konsorten. Yeah.

Wie waren die Reaktionen auf „Das Palituch“ und „Races High“? Ich habe von Auftrittsverbote in einigen besetzten Häusern oder Clubs gehört.

Die Reaktionen haben uns teilweise amüsiert, teilweise geschockt und manches Mal abgestoßen. Andererseits war es auch nicht wirklich anders zu erwarten. Wenn man wie wir seit etwa 20 Jahren in der politischen Punk/Hardcore-Szene und ihren sie umgebenden Politgruppen zuhause ist, wundert man sich eh nur noch über wenige Dinge. Schließlich waren wir früher als Kiddiepunk und Jungantifas auch nicht gerade überkritisch gegenüber der „eigenen Szene“, das darf man auch nicht vergessen.

Auch wenn es etwas komisch klingen mag: Es ist schön zu merken, wenn man nach so einer langen Zeit immer noch für einen Diskussionsanstoß gut ist. Dafür nimmt man Auftrittsverbote in irgendwelchen rückwärtsgewandten Vereinsräumen gerne hin.

Meine erste Frage an euch lautete, was ist Punk heute für euch: in einer Zeit, in der sich auch in Nürnberg niemand mehr über bunte Haare empört, H&M Nietengürtel verkauft und die Respektlosigkeit und Rotzigkeit, für die Punk einmal stand, Voraussetzungen sind, um bei „Viva“ als Moderator anfangen zu können? Ihr konntet euch nicht auf eine Antwort einigen und wolltet lieber mit der zweiten Frage beginnen. Liegen eure Schwierigkeiten vielleicht darin begründet, dass euch beim Überlegen bewusst geworden ist, dass eure Vorstellung von Punk nur noch wenig mit der heutigen Punkszene zu tun hat? Ein Beispiel: Ein Autor des „Plastic Bomb“, das immerhin zu den größten Punkrockfanzines in Deutschland gehört, hat sich vor längerer Zeit über euren Arthur-Harris-Song aufgeregt und ihn als „menschenfeindlich“ und „zynisch“ bezeichnet. Und keiner seiner Kollegen, die doch alle eine Platte der begnadet zynischen „Sex Pistols“ im Plattenschrank haben dürften, keiner der mindestens 8.000 Leser ist aufgestanden, hat ihn ausgelacht und gesagt: Du klingst wie ein Hippie oder ein Mitarbeiter der Bundeszentrale für politische Bildung.

Ich muss zugeben, dass mich die Wortwahl „menschenfeindlich“ und „zynisch“ auch ziemlich überrascht hat, da ja gerade die „Punkpostille No. 1“ selber gerne mit „Beat the Bastards“-Parolen hausieren geht und so die eigenen Kunden lockt. Anscheinend kitzelt aber eine so himmelschreiende Ungerechtigkeit, wie sie an den armen Dresdnern, Nürnbergern, Hamburgern und Konsorten begangen wurde, in manch einem sich als Punker verstehenden Schreiberling doch die völkische Solidarität hervor, zumal, wenn er, wie in diesem Fall, ein Student der Sozialpädagogik ist.

In Halle hat vor kurzem die britische Punkband „Oi Polloi“ gespielt. Die Band ist dafür bekannt, dass sie in Interviews gern mal die israelische Politik mit der Politik der Nazis vergleicht. Achtet ihr darauf, mit wem Konzertveranstalter euch zusammen auftreten lassen? Oder würde sich die Anzahl eurer Auftritte sonst halbieren?

Wenn wir die Veranstalter nicht kennen, sagen wir vorsichtshalber immer, dass wir weder mit Oi!- noch anderen Stumpfpunkbands zusammen spielen wollen. Ein Zusammenspielen mit Bands wie Oink Polloi oder ähnlichen, klassisch „antiimperialistisch“ ausgerichteten Bands kommt auch nicht in Frage. Wenn sich die Anzahl der Anfragen deswegen halbiert – umso besser. Wir haben eh kaum noch Zeit, öfter als etwa einmal im Monat zu spielen.

In verschiedenen Punkmagazinen wird immer wieder versucht, euch in die antideutsche Ecke zu stellen. Ihr wehrt euch in der Regel dagegen. Zumindest habt ihr in einem Interview mit dem „Plastic Bomb“ darauf hingewiesen, dass ihr auch ein Anti-Antideutschen-Lied im Repertoire habt. Welche Probleme habt ihr mit Antideutschen?

Vor ein paar Jahren lebte unser Bassist in einer ziemlichen Hardline-antideutsch-WG, die, wie man so schön sagt, öfter mal über das Ziel hinausgeschossen ist. Wie die meisten Texte von Rene und Heiko hat auch dieses Lied einen eher persönlichen als politischen Hintergrund.

Die letzte Frage: Ich habe gehört, dass ihr euch weigert, in eurer Heimatstadt Nürnberg zu spielen. Warum?

Wir spielen schon länger nicht mehr in Nürnberg, weil wir, wenn wir endlich einmal wieder alle drei Zeit haben, überhaupt mal wieder aufzutreten, lieber da spielen, wo wir überhaupt noch nicht waren, oder da, wo wir alte Freunde wiedersehen können. Mal wieder raus zu kommen ist doch einfach schöner ...

V.i.S.d.P.: P. Finow, An der Magistrale 89,
06124 Halle (Saale)

Kontakt: www.bonjour-tristesse.tk
tristesse@freenet.de

Mein Kampf, dein Kampf

Alle reden von „1968“ – die „Bonjour Tristesse“ redet mit. Aber weder im Stile derjenigen, die sich zugute halten, Deutschland in Folge der Studentenrevolte modernisiert zu haben, noch im Stil derer, die 1968 den Untergang des Abendlandes befürchteten. In den Auseinandersetzungen um Götz Alys Achtundsechziger-Bashing ergreifen wir dementsprechend weder die Partei Alys noch die Partei der Ditfurths, Schneiders und Cohn-Bendits. Mit einer Besprechung von Götz Alys Buch „Unser Kampf“ eröffnet die „Bonjour Tristesse“ ihre Kultur- und Rezensionskolumne.

Es war zu erwarten: Kaum stellt jemand den anerkannten Meinungskanon über „1968“ öffentlich in Frage, ist die Empörung groß. So kann zwar inzwischen jeder Unsinn über die Protestbewegung verbreitet werden: Die Achtundsechziger seien naive Romantiker mit einer „gefährlichen Blindheit“ gegenüber dem Totalitarismus (Wolfgang Kraushaar), auf der Suche nach Spiritualität (Rainer Langhans) oder einfach nur anmaßend (Bettina Röhl) gewesen. Nur eins darf man im Jubiläumsjahr, in dem selbst die Bundeszentrale für politische Bildung erklärt, dass die Republik in Folge von „1968“ demokratisiert wurde, nicht sagen: „1968“ war ein nationalrevolutionärer Aufbruch in der Tradition von „1933“. Wer es dennoch tut, zieht nicht nur den Zorn derjenigen auf sich, die „dabei“ waren: der Veteranen und Apo-Opas, die inzwischen in den Redaktionen der großen Tageszeitungen, in Ministerien oder auf Biohöfen in der Toskana untergekommen sind. Er stellt zugleich seine berufliche Reputation aufs Spiel. Als der hiesige Heimatsender MDR Ende Februar über Götz Alys Buch „Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück“ berichtete, ließ er nicht nur, wie sonst bei seinen Low-Budget-Kultursendungen üblich, den Autor und den zuständigen Redakteur zu Wort kommen. Er bat zugleich den Berufs-Achtundsechziger Peter Schneider um eine kritische Stellungnahme. Dieses Signal war eindeutig: Alys Buch ist unseriös und bedarf dringend einer Kommentierung. Die Zustimmung zu dieser Aussage vereint inzwischen Jutta Ditfurth mit Redakteuren des „Deutschlandradios“, die „Junge Welt“ mit der „Süddeutschen Zeitung“ und die „Taz“ mit den „Frankfurter Heften“.

Dabei ist Alys zentrale Aussage weder neu noch besonders originell: „Die revoltierenden Kinder der Dreiunddreißiger-Generation“, so verrät der Klappentext, „waren ihren Eltern auf elende Weise ähnlich.“ Tatsächlich gehört kein großes historisches Wissen dazu, um Gemeinsamkeiten zwischen dem nationalsozialistischen Aufbruch und der Studentenbewegung der sechziger Jahre zu erkennen. Wie die NS-Bewegung begriff sich auch die Studentenbewegung von 1968 primär als jugendliche Aufbruchsbewegung. Ihr Kampf galt den letzten Resten von Bürgerlichkeit. Das Alte und Morsche sollte vom Sockel gestoßen, „Ich“ sollte durch „Wir“ ersetzt werden, und die Begeisterung ih-

rer Vordenker galt der Kuhwärme kleiner Gemeinschaften, Völkern und anderen Kampfkollektiven.

Spätestens als revoltierende Studenten den israelischen Botschafter Asher Ben-Natan im Juni 1969 in Frankfurt mit den Worten „Zionisten raus aus Deutschland!“ begrüßten, war sogar eine enorme Verdängungsleistung notwendig, um sich nicht an ähnliche Parolen aus der NS-Zeit erinnern zu fühlen. Mit der Hetze gegen Ben-Natan und der etwa zur gleichen Zeit ausgegebenen Parole „Schlagt die Zionisten tot, macht den Nahen Osten rot!“ hatte der Furor der Studenten auch zum zentralen Hassobjekt der Nazis zurückgefunden. Theodor W. Adorno kommentierte in einem Brief an Herbert Marcuse: „Die Gefahr des Umschlags der Studentenbewegung in Faschismus nehme ich viel schwerer als Du. Nachdem man in Frankfurt den israelischen Botschafter niedergebrüllt hat, hilft die Versicherung, das sei nicht aus Antisemitismus geschehen, und das Aufgebot irgendeines israelischen Apomannes nicht das mindeste.“

Wenn frühere Beteiligte Aly vor diesem Hintergrund entgegnen, dass sie niemanden aus jener Zeit kennen, „für den nicht die Jahre zwischen 1933 und 1945 der Auslöser für sein politisches Engagement waren“ (so der ehemalige SDS-Funktionär Klaus Behnken in der „Jungle World“), mögen sie zwar Recht haben. Sie verzichten allerdings auf die Frage: Was begriffen die Studenten unter der nebulösen Formel „die Jahre zwischen 1933 und 1945“? Trotz einiger hervorragender Faschismusanalysen, die im Umfeld der Apo erstellt wurden, kam das Faschismusverständnis der protestbewegten Öffentlichkeit kaum über die – gelegentlich psychoanalytisch aufgepeppten – Demo-Parole „Hinter dem Faschismus steht das Kapital“ hinaus. Der Nationalsozialismus wurde, ähnlich wie in der DDR, als Diktatur des Kapitals begriffen. In der Bevölkerung sei hingegen, wie Rudi Dutschke 1968 behauptete, „eine dumpfe (durch den Krieg vermittelte) antikapitalistische Stimmung“ vorhanden gewesen. Selbst der immer wieder zur Ehrenrettung der Achtundsechziger bemühte Frankfurter SDS-Theoretiker Hans-Jürgen Krahl, der seit Jahren als Gegenbild zum Nationalrevolutionär Dutschke herhalten muss, sprach gern von einer „Manipulation“ der Bevölkerung. Das deutsche Proletariat galt dementsprechend als Op-

fer des Nationalsozialismus, seine willige Integration in die Volksgemeinschaft wurde gelehnet.

Vor allem aber war der Faschismus, den die Protestbewegung regelmäßig beschwor, ein Faschismus ohne Auschwitz. Die große Bibliographie, die Rudi Dutschke für den SDS erstellte, kam ohne einen einzigen Titel über den Holocaust aus. Und auch in den wichtigsten linken Theoriezeitschriften dieser Zeit – dem „Argument“, der „Neuen Kritik“ oder dem „Kursbuch“ – muss man lange nach einer Auseinandersetzung mit Auschwitz suchen.

Während die Studenten nichts mehr von der deutschen Tat Auschwitz wissen wollten, entdeckten sie überall auf der Welt neue Nazis, Konzentrationslager und Vernichtungskriege. Besonders gern aber bei den früheren Befreiern. So richtig der Protest gegen den Vietnamkrieg war, so berechtigt ist inzwischen die Frage, ob sich die Protestbewegung tatsächlich über das viehische Vorgehen der US-Army in Vietnam empörte. Begriffen die revoltierenden Studenten den Kampf des Vietcong nicht viel eher als nachträgliche Rache für Dresden, Hamburg und die Niederlage im Zweiten Weltkrieg? Zumindest diene ihnen der Vietnamkrieg als große Projektionsfläche zur Relativierung der Verbrechen, die ihre Eltern und größeren Geschwister in den „Jahren zwischen 1933 und 1945“ begangen hatten. Der Name des amerikanischen Präsidenten Richard Nixon wurde auf Transparenten regelmäßig mit Hakenkreuzen verziert, der Schlachtruf „USA-SA-SS“ wurde auf jeder zweiten Demonstration skandiert. 1967 berichtete „Konkret“ unter der Überschrift „SS in Vietnam“ über eine amerikanische „Killertruppe, die den Sondereinheiten der SS in nichts nachsteht“, wie es im redaktionellen Vorspann hieß. Wenn Zeitungen wie die nationalbolschewistische „Junge Welt“ solche Relativierungen auch heute noch als Versuch abtun, Konsequenzen aus der deutschen Geschichte zu ziehen, dann signalisieren sie nur, dass ihnen angesichts von My Lai immer noch in guter revisionistischer Tradition Auschwitz einfällt.

Auch wenn Aly das Entlastungsbedürfnis, das sich hinter solchen Vergleichen verbirgt, pointiert herausarbeitet, ist „Unser Kampf“ kein gutes Buch. Aber eben nicht – und das kann gar nicht genug betont werden –, weil der Autor darauf verweist, dass die Achtundsechziger nicht nur in biologischer Hinsicht die Kinder ihrer Eltern waren. Sein Buch ist misslungen, weil er ebenso auf die Wiedergutwerdung der Deutschen fixiert ist wie die Mehrheit seiner Kritiker. Aly ist kein Gegner dessen, was sich die inzwischen arrivierten Protestler immer wieder zugute halten. Er ist, genau wie das Gros der früheren Haschrebellen, SDSler und Mao-Freaks, ein Freund des neuen, „linken“ und „multikulturellen“ Deutschlands, das aus der Geschichte

gelernt hat und „wegen Auschwitz“ nach mehr internationaler Verantwortung verlangt. (Immerhin gehörte er zu denjenigen, die 1999 unter Verweis auf die deutsche Geschichte und ihre „Aufarbeitung“ an vorderster Front für den Einsatz der Bundeswehr in Jugoslawien trommelten.) Während der Durchschnitts-Achtundsechziger die Modernisierung der Republik allerdings als Verdienst seiner Generation ausgibt, meldet Aly Einspruch an: Die Protestbewegung, so lautet die Kernaussage von „Unser Kampf“, beförderte den unverkrampften Umgang mit der Vergangenheit nicht. Sie verzögerte ihn. Glaubt man Aly, dann hatte das bis dahin einvernehmliche Beschweigen der Vergangenheit schon Mitte der sechziger Jahre ein Ende gefunden – in einer Zeit also, in der ehemalige Nazis wie Globke, Oberländer und Kiesinger zum politischen Personal der Bundesrepublik gehörten und Adenauers Westbindung auch innerhalb seiner eigenen Partei immer wieder angefeindet wurde. In dieser Situation seien die Achtundsechziger aufgetreten und hätten dazu beigetragen, dass sich für etwa zehn Jahre neue Formen der Verdrängung herausbildeten. Weil der jungen Bundesrepublik die „kohäsiven Kräfte“ fehlten, seien die aufbegehrenden Neuerer zum „totalitären Spiegelbild“ ihrer Eltern geworden.

Diese Klagen über mangelnde „kohäsive Kräfte“ oder, an anderer Stelle, den „fehlenden ideellen Kern“ der alten Bundesrepublik klingen nicht nur staatstragend. Sie sind es auch. Alys zentraler Vorwurf an die revoltierenden Studenten liest sich dementsprechend wie aus dem Ankündigungstext eines nationalen Selbstfindungskurses: „Statt sich ihrer prekären Selbstzerrissenheit und den Problemen des moralischen Wiederaufbaus in Deutschland zu stellen, wählten sie die konsequente, scheinbar erlösende Verneinung.“ Kurz: Der Wiederschein der NS-Revolution im Protest von 1968, den Aly dankenswert klar herausarbeitet, hatte seine Ursache im fehlenden Bekenntnis zu Deutschland, seiner Geschichte und dem Wiederaufbau. Hätten die Studenten größeres Verständnis für das Leiden ihrer Eltern in den Bombenächten und bei der Vertreibung aufgebracht, so deutet Aly allen Ernstes an, hätte die Aufarbeitung der Ge-

schichte weitaus konfliktfreier funktioniert. Dann hätte nicht nur die „Berliner Republik“ zehn Jahre früher ausgerufen werden können. Auch die von Aly beklagten „schweren Langzeitschäden des nationalsozialistischen Vernichtungskrieges“ – nein, nicht für die überlebenden Juden, sondern: „für Deutschland“ – hätten nicht erst 60 Jahre nach dem Krieg als überwunden gelten können.

Genau hier, und nicht im Aufzeigen der Kontinuitäten zwischen den Dreiunddreißigern und den Achtundsechzigern, liegt das zentrale Problem von „Unser Kampf“: Wenn Aly der Protestbewegung „konsequente Verneinung“ vorwirft, empört er sich ausgerechnet über das Wenige, das es an „1968“ zu retten gibt. Diese „konsequente Verneinung“ dürfte zwar vor allem eine doppelte Projektion sein: Einerseits fürchteten die früheren Rassekrieger und ihre Freunde trotz der zahlreichen Anbiederungsversuche der Protestbewegung einen tatsächlichen Bruch mit der Vergangenheit. Andererseits scheinen die wenigen Beteiligten, denen es auch heute noch weder um eine Versöhnung mit den Eltern noch um die Rettung ihrer „politischen Identität“ geht, ihr eigenes Politisierungsmotiv – die Parole „Nie wieder Auschwitz“ – auf die gesamte Neue Linke zurückzuprojizieren. Zumindest am äußersten Rand der Protestbewegung dürften, wie Detlev Claussen einmal bemerkt hat, Uschi Obermeier, Dylans „You don't need a Weatherman to know which way the wind blows“ und Adornos „Minima Moralia“ allerdings tatsächlich für einen kaum wahrnehmbaren Augenblick gut zusammengegangen zu sein. Zumindest hier scheint sich das Kontinuum der Nachkriegsgeschichte für einen kurzen Moment geöffnet zu haben.

Götz Aly: Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück, Frankfurt am Main 2008.

Manfred Beier

Attac Superstar

Seit etlichen Jahren tingelt der Musiker Manu Chao mit allerlei globalisierungskritischem und folkloristischem Kitsch im Gepäck um die Welt und begeistert damit ein zahlreiches Publikum. Manfred Beier hat ihn und sein aktuelles Album genauer unter die Lupe genommen.

„Ich kann doch nicht depressiv werden nur wegen Bush.“

(Manu Chao)

Für autonome Straßenkämpfer, Biobananenkäufer, Junge-Welt-Leser und andere volkstümelnde Weltverbesserer ist Manu Chao die Inkarnation musikalischer Widerständigkeit. Kaum ein Musiker verkörpert so wie er das erhabene Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen. Könnte man die Musik Manu Chao riechen, dann röche sie nach marokkanischem Hasch, Trängengas und ungewaschenen Rastalocken. Wenn in hallischen Konzertlokalen, wie z.B. dem „Objekt 5“, Bands mit südamerikanisch-spanisch-französischem Flavour die Bühne betreten, dürfte nicht zuletzt im Hinweis, einer ihrer Musiker sei „gern gesehener Gastmusiker bei Manu Chao“, ein Grund für die Begeisterung des traditionell globalisierungskritischen Publikums für die folkloristische Klänge solcher Musikgruppen zu suchen sein. Knapp zehn Jahre nach seinem gefeierten Debütalbum „Clandestino“ und sieben nach dem letzten noch erfolgreicherem Werk „Próxima Estación: Esperanza“, die beide erschienen, als in Hamburg-Harburg und den Bergen Afghanistans noch fleißig an den Vorbereitungen zu 9/11 gefeilt wurde, ist nun das dritte Album des polyglotten Antiglobalisierungsstars erschienen. Seitdem hat sich einiges verändert. Manu Chao sieht auf die Welt und sein moralisierender Antikapitalismus nicht.

Ganz im Gegenteil: Während auf den ersten beiden Alben noch eher versteckte und subtile Anklagen zu entdecken waren – in Deutschland wurden seine Platten anfangs eher als esoterische Weltmusik gehandelt, während sie in südlicheren Gefilden den Soundtrack zum Aufstand lieferten –, ist diese Zurückhaltung nun dem offenen Ressentiment gewichen. So heißt es in einem Song des neuen Albums „La Radiolina“, eine „unendliche Traurigkeit“ verlasse mit einem „Wind aus Washington“ den amerikanischen Kontinent. In dem Song heißt es dann weiter, in „Bagdad“ gäbe es keine „democracy“, denn – die Analogie erscheint bekanntermaßen nicht nur Manu Chao und seinem Gefolge als stichhaltig – „it's a US country“. Und wem die Pidgin-Plattitüden des 47-Jährigen in den Songs noch nicht genügen, den beglückt er auf seinen Konzerten ungefragt – wie zuletzt in Berlin – mit Ansagen wie „Nimm

BAHAMAS
Nr. 55 Sommer 2008

Scheißdeutsche

Scheißdeutsche auf Feindfahrt gegen Spießler ● Aus der Tiefe von Rudolstadt ● Meine Kuh, meine Scholle, mein Block ● Venezuela auf dem Weg zum totalitären Volksstaat ● Interview mit Saul Singer ● Kategorischer Imperativ und politischer Aktivismus ● Es geht um Israel – nicht um Iran-Konferenzen ● „Die Wohlgeminten“ als Anti-Goldhagen ● Ein Lieblingsbuch der Deutschen: „Momo“ ● Über die Vorliebe für den nördlichen Soziokrimi ● Einen Blick zurück auf die Zerschlagung Jugoslawiens ● Islamischer Antisemitismus ● Allahs Sicht auf die gleichgeschlechtliche Liebe u.a.m.

5 EUR (Briefmarken): BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Tel./Fax: 030 / 6236944 und redaktion@redaktion-bahamas.org
www.redaktion-bahamas.org

dich in Acht, George Bush!“ oder, an die Amerikaner gerichtet: „Euer Präsident ist der größte Terrorist“. Weil selbstverständlich der große Satan nicht ohne den kleinen kann, darf im Video zur neuen Single „Rainin’ In Paradize“, das vom Erfolgsregisseur Emir Kusturica („Schwarze Katze, weißer Kater“) abgedreht wurde, die bekanntermaßen überaus friedvolle Palästinajugend die Intifada inszenieren und wird dafür mit den Textzeilen „in Palestina/too much hypocrisy/this world go crazy/it’s no fatality“ belohnt. Manu Chao, den selbst die „Taz“ als „singendes Attac-Manifest“ verspottet, zeigt sich außerstande, seine niederen Impulse einem Realitätscheck zu unterziehen und auf veränderte Gegebenheiten anders zu reagieren, als er seit Jahrzehnten gewohnt ist. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn in der Onlineausgabe der „Welt“ von „sprengstoffhaltigem Gedankengut“, welches er in „explosive Klänge“ hülle, die Rede ist. Denn anders, als es seine oft sentimentalischen Songs suggerieren, ist Chao ein Freund der politischen Gewalt. Nur eben der Richtigen. Seine Besuche beim Subcommandante Marcos im „lakadonischen Urwald“ der zapatistischen Wollmützenguerilla EZLN sind ebenso bekannt wie seine Stippvisiten bei nicht gerade für die Einhaltung zivilisatorischer Mindeststandards bekannten Gestalten wie Hugo Chávez und Fidél Castro. Für Manu Chao „Flying Circus“ ist die Transformation Venezuelas in eine erdölfinanzierte Bahnhofsmission ebenso Grund für Solidaritätsbekundungen wie die jährlich wiederkehrenden Weltsozialforen und die schon erwähnten Happenings gegen die G8. Ob ETA, Chávez oder Palästinensertuch; ganz so wie für die Mehrzahl seiner Sympathisanten ist ihm die Unterstützung nationaler Befreiungsbewegungen, ihrer staat gewordenen Avantgarde und die Verwendung von Symbolen, die aus Traditionalismus oder – was eher zu vermuten ist – aus Überzeugung präsentiert werden, ein zentrales Anliegen. Auch wenn in seiner Musik Sprachen, „Kulturen“ und „Folklore“ zum bizarren Gesamtkunstwerk verschmelzen, bei dem sich nicht mehr zuordnen lässt, ob die irdischen Urheber dieser beat gewordenen Völkerfreundschaft nun aus Afrika, Lateinamerika oder dem örtlichen Balkan-Grill entstammen, lässt sich der unappetitliche Geruch linker Volkserweckung samt seines Kulturrelativismus doch schwerlich überdecken.

Gerade weil sich Manu Chao für nahezu die gesamte Palette linker Widerwärtigkeiten empfänglich zeigt, wird der „König der Herzen“ („Frankfurter Rundschau“) mit seinem dritten Album wohl an seinen bisherigen Erfolg anknüpfen können. Für Manu Chao ist die Welt ein Märchenbuch und der böseste Wolf bleibt immer der Mann im Weißen Haus.

Kurzmitteilungen

The same procedure ...

... as every day. Wahnsinn, Kuriositäten und Erfreuliches aus der Provinz.

» Schwarz-rot-goldene Erweckung

Bereits vor zwei Jahren, als die Fußballweltmeisterschaft in der BRD stattfand, ergab sich ein bis dahin neues Bild: bei sportlichen Großereignissen mit deutscher Beteiligung sind es nicht mehr nur gestandene Neonazis, ostzonale Prollväter oder hessische Kleingärtner, die sich ganz unverschämt mit schwarz-rot-goldenen Devotionalien eindecken, sondern nahezu alle! Jugendliche Hippies, 50-jährige in Kartoffelsäcken gekleidete Öko-Mutis, der alternative Technofan von nebenan und der Wursthaarkommitone bekennen sich ganz unverhohlen, „unverkrampt“ und scheinbar friedlich zu Deutschland. Dieser „gesunde Patriotismus“, wie diese Erweckung gerne genannt wird, war auch bei der Europameisterschaft in diesem Jahr in voller Gänze zu beobachten. Was hier also so locker als das Feiern eines großen Fußballfestes daher kommt, hat allerdings stets eine bedrohliche Note. Die massenhafte schwarz-rot-goldene Formierung des Mobs aus Studenten, Mittelständlern und ganz gewöhnlichen Hooligans kann jederzeit in Gewalt gegen alles Fremde oder „Undeutsche“ umschlagen. Wie wenig von der friedlichen Fassade der Deutschland-Fans während der EM übrig blieb, konnte man in der hallischen Innenstadt – vor allem in der Großen Ulrichstraße – beobachten, die zu jedem Spiel der deutschen Mannschaft noch mehr in eine Mob-Zone verwandelt wurde als an gewöhnlichen Wochenendabenden. Besoffene HFC-Fans, Schnauzbarträger und Neustadt-Prolls marodierten umher und warteten dabei nur auf den geringsten Anlass um loszuschlagen. Meist kulminierte das in Schlägereien zwischen verschiedenen Gangs. Ausländer, Punks und Schwule waren gut beraten, sich dort nicht sehen zu lassen. Doch auch jenseits des Freigeheges für Prügelwillige lagen angeblich „gesunder Nationalstolz“ und aggressiver Chauvinismus sehr nahe beieinander.

Bei verschiedenen Public-Viewing-Veranstaltungen konnte man live erleben, wie unzählige Menschen weniger das deutsche Team als sich selbst und ihre Nation anfeuert. Im „Volkspark“ etwa – der gerade an solchen Tagen seinem Namen alle Ehre macht – erschienen mehr als 1.000 Menschen (Studenten, Alternative und Anwohner) zum gemeinsamen Erlebnis. Fans der gegnerischen Mannschaft, die sich zu diesem Fest verirrt, schlug die pure Aggression entgegen. Dass es im „Volkspark“ nicht zu Gewaltausbrüchen kam, lag allerdings vor allem daran, dass es kaum jemanden gab, der nicht auf die DFB-Elf – oder besser: Deutschland – hielt. Die ganze Bedrohlichkeit einer solchen Veranstaltung wurde spätestens dann wieder deutlich, als 1.000 Menschen grölten „Steh’ auf, wenn du ein Deutscher bist!“ und kaum jemand sitzen blieb. Im Verlauf des Turniers steigerten sich der nationale Taumel und die Aggressivität der Deutschlandfans stetig. Nach dem Halb-

finale gab es in der hallischen Innenstadt mehrere Schlägereien. Neun Polizisten wurden verletzt. Im Steinweg warf ein Betrunkener Porzellan aus dem Fenster seiner Wohnung, dabei wurde eine Person verletzt. Im Anschluss an das Finalspiel, das Deutschland verlor, griffen am Universitätsring dutzende Fußballfans Polizisten mit Flaschen und Steinen an. Immer wieder wurden dabei Nazipapieren gebrüllt. In Halle-Neustadt waren es sogar 400, die gewaltsam vorführten, dass die Mischung aus Fußball, Nationalismus und Gewalt in Deutschland stets zusammen gehört. Obwohl man als Kritiker genügend Gründe aufzählen kann, warum jegliches Wir-Gefühl – besonders in seiner deutschen Form – kategorisch abzulehnen ist, ist es dennoch beeindruckend, wie sehr solche Momente in einem Wut und Angst auslösen können.

Bereits 1931 wusste Kurt Tucholsky: „Nie geraten die Deutschen so außer sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.“ Aus eben diesem Grund war der ganze Klamauk kein harmloses Spektakel, sondern der Vorschein auf das, was sein kann. Auch wenn nach der EM die Fahnen wieder verschwanden, bleibt, wie schon bei der WM vor zwei Jahren, das Wissen um das riesige regressive Potenzial hängen, das bei Bedarf jederzeit wieder genutzt werden kann.

» Fanpost

Die „Bonjour Tristesse“ hat Fans bekommen, die der Redaktion gar nicht so recht sind. In einer der letzten Ausgaben berichteten wir über die hallische Punkband „Süffig-Würzig“, die sich inzwischen in „Foidal“ umbenannt hat. Angesichts der Aussage der Band, es nicht länger „tollerieren“ zu wollen, wenn Vaterlandsfeinde Deutschland „mit Scheiße beschmierem“ (O-Ton ihres Liedes „Aktion-Reaktion“), bezeichneten wir die Bandmitglieder als das, was sie sind: Nazipunks. Nach Erscheinen der Ausgabe erhielten wir einen Fanbrief der Band. Darin bestätigten die Bandmitglieder unfreiwillig, was wir angesichts ihrer Texte ohnehin vermuteten: Sie bewegen sich seit circa 25 Jahren in einer der vier frühkindlichen Entwicklungsphasen. Mit der Drohung, ihr „Gesäß“ über uns „verneigen“ zu wollen, verrietten sie uns auch in welcher: der analen. Auch das hätten wir uns angesichts ihres Liedes „Ich bin koprophag, weil ich Scheiße mag“ (kein Witz!) oder ihrer Angst, Deutschland könnte mit Fäkalien „beschmiert“ werden, eigentlich denken können.

Darüber hinaus schien die Band Angst zu haben, unser Nazipunk-Vorwurf könnte von unseren Lesern als Alarmismus oder Übertreibung gewertet werden. In aufrichtiger Sorge um unsere Reputation hat sie sich daher bemüht, ihn zu bestätigen: Während die Band bis dahin „nur“ aus ganz normalen deutschen Volltrotteln mit nazikompatiblem Humor bestand, hat sie sich mit Sven „Tommy“ Schwarz nun einen klassischen Nazi als Sänger ange-

lacht. Schwarz war nicht nur Mitbegründer der sachsen-anhaltinischen Gliederung der inzwischen verbotenen Neonaziorganisation „Blood and Honour“, sondern auch Mitherausgeber der „Blood-and-Honour“-Zeitschrift „The New Dawn“ sowie Autor der Nazi-Eso-Heftchen „Das Herrenhaupt“ und „Die Tat“. Um den seligen Willy Brandt zu zitieren: Damit wächst zusammen, was zusammen gehört.

» „Gänsehaut pur“

In „Bonjour Tristesse“ Nr. 3/2007 berichteten wir über das hallische Stadtmagazin „Aha“. Grund hierfür war einerseits die von dem Blatt damals zur Schau gestellte unerschütterliche Liebe zu Deutschland. Eher am Rande – unsere Erwartungen solchen Publikationen gegenüber sind gering – kritisierten wir die zunehmende inhaltliche Verflachung des einst vergleichsweise innovativen Projektes. Im Frühling kündigten die „Aha“-Redakteure dann großspurig ein „Relaunch“ des Heftes an: Von nun an sollten – so die Redaktion – die „Texte kürzer“, die „Bilder größer“ und überhaupt alles „bunter, schneller, lauter“ werden. Was an einem Papierheft „schneller“ und „lauter“ werden kann, verraten die gewitzten Wortakrobaten nicht. Als sich nach der ersten „relaunchten“ Ausgabe die Kritik häufte (nur 21% fanden das Heft nach einer Umfrage besser, die Mehrheit der online abgegebenen Kommentare enthielten vernichtende Kritik) und diese bis in die Redaktionsstuben im wunderschönen Halle/Ost vordrang, wurde von den Verantwortlichen zum Verteidigungsschlag ausgeholt. Man wolle – so das Editorial – ein Heft „für viele Hallenser, und nicht nur für einen kleinen Zirkel von Auserwählten“. Und weil zur Stiftung von Gemeinschaft immer auch der Ausschluss Gemeinschaftsfremder gehört, wurden die Anmerkungen der Kritiker als „arg unkonstruktiv“ zurückgewiesen und deren Bemerkungen als avantgardistische ergo volksferne Zungendrescherei abgetan. Denn: Der „Blick von oben herab ist uns fremd“. Das glauben wir gern.

Es ist kein Geheimnis, dass mit dreiseitigen Hackfressenparaden betrunkenen Diskoprolls, mit „Nadine von der Jump Morningshow“, die nach einem kurzem Gespräch mit Lenny Kravitz im Heft über dieses Ereignis interviewt wurde („Als wir am Ende ein Foto machten, hat er sich sogar ein bisschen angekuscht. Das war Gänsehaut pur.“), mit „großen Bildern“ und „kürzeren Texten“; kurz: mit finsterner Provinzialität sich eine größere Leserschaft erreichen lässt, als mit einfallsreichem und kritischem Journalismus. Es wird abzuwarten sein, inwiefern die banale Wahrheit – je anspruchsloser und dümmere, desto erfolgreicher – von den „Aha“-Redakteuren weiter ausgereizt wird. Viel Spielraum ist jedenfalls nicht mehr.

Für Menschen mit intakten Denkfunktionen bleibt es ohnehin dabei: Die mit Abstand vernünftigste in Halle erscheinende Publikation ist die „Bonjour Tristesse“. Auch ohne große Bilder.

» Fatwa gegen Ärsche

Schon Wochen vor der Party „Du hast den ... Arsch der Welt“ in der hallischen Großraumdisco „Easy Schorre“ wird man hundertfach von den Werbe-Plakaten dieser Veranstaltung belästigt. Neben einem das halbe Bild einnehmenden weiblichen Hinterteil, sieht man eine als pornofilmtaugliche Krankenschwester verkleidete Frau neben einem Zuhältertypen stehen. Daneben heißt es etwas agrammatikalisch „Zeig mir dein (!) Arsch!“. Insgesamt also eine unappetitliche Veranstaltung in einer ohnehin unappetitlichen Disco, die man getrost ignorieren könnte. Johannes Spengler, ein besorgter Christenmensch, sah dies allerdings nicht so: In einem Brief an die evangelischen Gemeinden wandte er sich an die „liebe[n] Brüder und Schwestern in Jesus Christus“. Er beklagte, dass die „Easy Schorre“ „ungeniert ihre Obszönitäten“ verbreite. „Vor 19 Jahren gab es dafür noch den Begriff ‚Schund und Schmutz‘, nun nennt man es die ‚Freiheit des mündigen Bürgers‘.“ Da ja niemand die „Freiheit des mündigen Bürgers“ möchte, wird unser Pfaffe aktiv. Er fragt: „Was sagen wir als Christen dazu? [...] Sind wir als Christen nicht auch Staatsbürger?“ Diese Fragen bewegten ihn schon lange, da schließlich dieses Plakat nur die Spitze des Eisbergs sei „bzw. das Glied in der Kette von Abartigkeiten und Perversitäten, die uns täglich die Seele belasten und verschmutzen“. Es besteht also Handlungsbedarf! In der Manier einer linken, antisexistischen Gruppe ruft der verklemmte Kirchgänger zu dem auf, was mehr als nahe liegt: Denunziation. Er nennt es „Stimme erheben“, „intervenieren“ und „protestieren [...] gegen diesen Schmutz!“. Er selbst hat schon mehrfach versucht, als Tugendwächter aktiv zu werden. Vor einigen Jahren habe er schon einmal beim Ordnungsamt gegen die Werbung der „Easy Schorre“ protestiert. Damals habe ein Pfarrer sinngemäß gesagt: „Den Scherbenhaufen dieses Schmutzes dürfen wir als Kirche dann in der Seelsorge wegräumen“. Ganz offenbar sind hier die Seelen der Pfaffen selbst gemeint, die in einer Art Selbsthilfegruppe versuchen, den Schmutz aus ihrem Inneren zu verbannen. Dies funktioniert jedoch nicht auf Dauer. Bei einem solch bedrohlichen Anblick wie dem eines Hinterns müssen nun härtere Geschütze aufgefahren werden: Die gesamte evangelische Gemeinde soll nun die zuständigen Behörden nerven. Die Adressen von diversen städtischen Behörden, eines Werbevertriebes und eines Polizeireviere werden gleich mitgeliefert. Das Ziel sei ja schließlich, „Halle zum Guten [zu] verändern“. „Bonjour Tristesse“ wünscht viel Erfolg!

» Folklore Blau-Weiß

Was den Hallensern zu Israel einfällt, konnte Anfang Mai auf dem Markt beobachtet werden. Mit großem Aufwand begingen Institutionen wie die Uni, die Volkshochschule und die Jüdische Gemeinde das 60. Jubiläum des Jüdischen Staates. Eine Redakteurin der „Bonjour Tristesse“ hörte sich auf dem „Israeltag“ um.

Eine Mitarbeiterin der Volkshochschule bekannte sich zu ihrer großen Liebe namens „Is-

rael“ und war stolz auf die schon absolvierten Semester Hebräisch. Junge Studentinnen der Nahoststudien beklagten das Fehlen eines Falafelstandes – er wäre ein Schritt in Richtung „Völkerverständigung“ gewesen. Fragt sich bloß, wer sich auf dem hallischen Marktplatz über was verständigen soll. Der Hauptveranstalter, die „Deutsch-Israelische Gesellschaft“, verkaufte Gewürze, Humus- und Falafelmehl. Ihr Vorsitzender Detlef Haupt bedauerte, dass es keine „kritischen“ Stände auf dem „Israeltag“ gäbe. Das „arabische Haus“ sei angefragt worden, aber aus irgendwelchen Gründen wollte sich dann doch keiner auf einer Veranstaltung präsentieren, die den Jüdischen Staat feiert. Die kritische Position übernahmen derweil junge Christen: Auf Aufstellern zeigte die Evangelische Studentengemeinde Reisefotos. Zwei Bilder sollten beweisen, dass es „auf beiden Seiten Täter und Opfer gibt“. Die Fotos zeigten jeweils einen Gedenkort: einen in Bethlehem für erschossene Palästinenser und einen anderen in Jerusalem für die Jungen, die Anfang März in der Talmud-Schule getötet wurden. Gewaltspirale, ganz klar.

Nur wenige Passanten blieben mit ihrer Bratwurst stehen und beschauten sich die Auslagen der Stände. Lediglich einer wollte sich über das Land unterhalten, das die „Palästinenser verdrängt hat“. Jedes „Volk“ bräuchte einen Platz auf der Erde. Aber wir Deutschen, ja wir, könnten nichts sagen. „Wegen der Geschichte. Obwohl selbst unsere Großeltern damals noch Kinder waren.“ Der Mann verabschiedete sich und aß seine Bratwurst weiter. Zwei, drei Kinder kamen der wiederholten Aufforderung der Leiterin des Frauenchores „Miss Klang(!)“ nach, mit den Sängerinnen im Kreis zu hüpfen und dabei das hebräische Lied „Hava Nagila“ – Lasst uns glücklich sein – zu trällern. Sie mussten noch tanzen, als die ersten Bänke eingeräumt wurden. Ein Glück! Der Israeltag der Hallenser – mit Folklore und Gewaltspirale – war zu Ende gegangen.

» Nichts als Nakba

Am 15. Mai, also einen Tag nach dem 60. Jahrestag der Gründung Israels, führte der hallische Verein „El-Bait El-Arabi/Das Arabische Haus“ eine Kundgebung auf dem Marktplatz durch. Das Motto beinhaltete keine Geburtstagsgrüße an den jüdischen Staat, sondern es lautete „60 Jahre Israel – 60 Jahre Besatzung“. Auf einer großen Karte wurden angeblich von Israel zerstörte palästinensische Städte und Dörfer markiert. Die Kundgebungsteilnehmer brachten mehrere Palästinafahnen und etliche Palästinensertücher mit, die sie sogar Kindern um den Hals wickelten. Immer, wenn arabische Gruppen Lobbyarbeit für die PLO oder die Hamas – also gegen Israel – betreiben, hat man den Eindruck, dass alles aus einem vorgefertigten Baukasten zusammengeschustert wurde. Auch wenn man den auf der Kundgebung verteilten Flyer liest, glaubt man ein Déjà-vu zu haben, so altbekannt ist die „Argumentation“. Es ist die immergleiche Litanei: Die Gründung des Staates der Juden wird als „Nakba“ (gleich:

die große Katastrophe) empfunden, der junge Staat unterdrücke das friedliebende palästinensische Volk und stehle diesem das Land. Die israelische Sicherheitsmauer diene nicht etwa dem Schutz vor Suicide Bombers, sondern ausschließlich der Unterdrückung der Araber, und Israel solle das besetzte Land aufgeben. Um sich des Eindrucks zu erwehren, man betreibe antisemitische Propaganda, wird mit Felicia Langer, wie in solchen Pamphleten üblich, eine Alibi-Jüdin zitiert. Nicht fehlen darf – neben dem obligatorischen Israel-Boycott-Aufruf (der moderne Ausdruck von: „Kauft nicht bei Juden“) – die Forderung nach dem Rückkehrrecht der sogenannten Flüchtlinge. Da der Flüchtlingsstatus der Palästinenser offenbar vererbt wird, sinnieren selbst fünfjährige Kinder, deren Großeltern 1948 das neugegründete Israel verließen, über ihr herzbrechendes Dasein als Vertriebene und den Verlust ihrer Identität. Selbstverständlich ohne jemals auch nur einen Schritt in die „alte Heimat“ gesetzt zu haben. Die Palästinenser argumentieren dabei ähnlich wie die Landsmannschaften der Sudetendeutschen, die mit „Blut-und-Boden“-Rhetorik auch nach Jahrzehnten noch Landansprüche stellen. Dank der hohen Fertilitätsrate der palästinensischen Bevölkerung ist die Zahl der „Flüchtlinge“ palästinensischen Angaben zufolge mittlerweile auf 5,2 Millionen Menschen angewachsen und hat sich damit – ohne dass auch nur ein Israeli einen Finger gekrümmt hätte – vervielfacht. Unter dem Deckmantel der Humanität das faktische Ende Israels zu fordern, ist offenbar nicht die einzige Spezialität des im hal-lischen Multi-Kulti-Milieu angesehenen Vereins. Schon vor einiger Zeit beteiligten sich Mitglieder an einer Solidaritätsbekundung für den „irakischen Widerstand“, gemeint waren die Terroranschläge auf US-Truppen und irakische „Kollaborateure“. Dass Israel gute Gründe für die Sicherheitsmauer hat, dass die Mehrzahl der Palästinenser nicht neben, sondern ohne einen jüdischen Staat und – besser noch – ohne Juden leben möchte, dass sich die Juden, seit sie sich in der Region ansiedelten, fortwährend arabischen Angriffen ausgesetzt sahen, hält das „Arabische Haus“ nicht für erwähnenswert. Ebenfalls unwichtig für die Feinde Israels ist, dass nur einen Tag vor dieser Kundgebung aus dem Gazastreifen erneut eine Kassam-Rakete auf die israelische Stadt Ashkelon abgefeuert wurde, bei der ein Mensch starb und dutzende verletzt wurden. Aber die große Katastrophe erleiden schließlich nur die Palästinenser.

» Volksmusik

Zum wiederholten Male veranstaltete der Hallenser Uwe Nolte Konzerte mit Bands aus dem Spektrum des neurechten Neofolks in der „Tanzbar Palette“. Am 23. Februar spielte er mit seinem Bandprojekt „Barbitus“ selbst, am 23. März organisierte er ein Konzert mit „Sol Invictus“, dem Projekt von Tony Wakeford, und am 30. April mit „Fire & Ice“ von Ian Read.

Nolte, Read und Wakeford ist gemeinsam, dass sie Wurzeln in der organisierten rechten

Szene haben. Nolte war befreundet mit der hallischen Nazigröße Sven Liebich und stand mit einem T-Shirt der wohl bekanntesten Naziband „Screwdriver“ Modell für dessen Versand „Strikeback“. Wakeford war aktives Mitglied der englischen Nazi-Partei „National Front“ und bis 1984 gemeinsam mit Read Teil der Naziband „Death in June“. Danach spielten beide zusammen mit dem Bassisten von „Screwdriver“ das Projekt „Above the Ruins“ ein, welches auf dem europaweit größten Rechtsrock-Label „Rock’O’Rama“ veröffentlicht wurde. Als er in auf den Nationalsozialismus angesprochen wurde, erklärte Read 1991 in einem Interview: „Keine Idee ist völlig wertlos“.

Allen Dreien ist außerdem gemeinsam, dass sie sich mittlerweile gerne von dieser Vergangenheit distanzieren sehen wollen. Trotzdem beziehen sie sich auch weiterhin positiv auf faschistische Ideologen wie Julius Evola und Ernst Jünger. Konsequenterweise bedienen sie sich regelmäßig faschistoider Ästhetik und verklären diese als großartige Kunst. So beteiligte sich Nolte 1996 mit seiner früheren Band „Rückgrat“ an einem Leni Riefenstahl gewidmeten Sampler und 1998 mit seiner neuen Band „Orplid“ an einem Sampler zu Ehren des hundertsten Geburtstags von Julius Evola. Der Bandname „Sol Invictus“ ist eine Anlehnung an die von Evola häufig benutzte Metapher der unbesiegbaren Sonne. In den Texten und Interviews der drei finden sich immer wieder Aussagen, wie sie auch von faschistischen Ideologen gepredigt werden. So wurde das erste Album von „Sol Invictus“ – „Against the Modern World“ – nach Evolas Werk „Revolte gegen die moderne Welt“ benannt. Nolte sieht bereits überall „die Vorzeichen der Apokalypse“, wie er 2005 in einem Interview angab. Als Gegenmodell zur verhassten Moderne sprechen sie sich im Geiste Evolas für eine geistige Elite aus, die selbstverständlich in einer germanischen Tradition stehen soll. So meinte Read 1997: „Übermenschen denken für sich selbst ohne Angst [...]. Ihre Willen sind stark und unabhängig. [...] Solche Männer werden nicht solchen Trends wie political correctness folgen. [...] Untermenschen mangelt es an all diesen Qualitäten.“ Natürlich sehen sich die drei Schöngelster selbst gern als Teil dieser Elite an, und so ist sich Nolte längst im Klaren darüber, „mit Barbitus noch mal das Schwert gezückt und [sich] somit einen gemütlichen Barhocker in Walhalla reserviert“ zu haben. Dass dieser Satz nicht zu Unrecht an das Bekennerschreiben eines palästinensischen Selbstmordattentäters erinnert, beweist Nolte, als er in einem anderen Interview die für ihn „erhabene Szene“ aus dem Film „Herr der Ringe“ zitiert: „Das Horn Helm Hammerhands soll erschallen in der Klamm; ein allerletztes Mal. Dies möge die Stunde sein, da wir gemeinsam Schwerter ziehen. Grimme Taten erwacht. Auf zu Zorn, auf zu Verderben.“ Ernst Jünger hätte den angeblich tugendhaften Tod im Kampf gegen die Moderne nicht besser beschreiben können.

Während nun in anderen Orten Konzerte mit diesen Bands auf Grund ihrer faschistoiden Ansichten abgesagt wurden, stürten

sich in Halle weder die Betreiber der „Tanzbar Palette“ noch die Öffentlichkeit daran, dass neurechte Ideologen in einem der bekanntesten Clubs Halles ungestört ihre Ideen mit einem rechts aufgeschlossenen Publikum teilen können. Lediglich in den zwei unbedeutenden Internetforen von „Radio Corax“ und „Indymedia“ meldeten sich Gegner dieser Veranstaltungen zu Wort. Dies geschah jedoch nicht ohne die üblichen Abwehrreaktionen der kritisierten Klientel und die verständnisvollen Kommentare von Menschen, die immer noch glauben wollen, um Nazi zu sein, müsse man Glatze tragen und nachts mit Baseballschläger „Heil Hitler“ rufend durch die Stadt ziehen. Offensichtlich stört sich in Halle niemand an Naziideen im Tarnkleid der Kunst.

» Der Osten lebt

Nur einem glücklichen Zufall war es zu verdanken, dass niemand zu Schaden kam, als vier Jugendliche im April im sachsen-anhaltinischen Lodersleben versuchten, eine Unterkunft anzuzünden, in der polnische Erntehelfer untergebracht waren. Die Täter warfen in der Nacht auf den 27. April einen Brandsatz in das Gebäude. Da sich dieser nicht entzündete und man nicht unverrichteter Dinge abziehen wollte, kletterte einer der Beteiligten in die Baracke, um doch noch das Feuer zu legen. Auch wenn letztendlich keiner der dort gerade schlafenden Menschen verletzt wurde, war die Tötungsabsicht eindeutig. So eindeutig sogar, dass die kurz darauf gestellten Täter wegen des Verdachts des versuchten Mordes – und nicht, wie so häufig in solchen Fällen, wegen Brandstiftung – in Untersuchungshaft kamen. In Lodersleben, das in der Nähe der Kleinstadt Querfurt liegt, löste die Tat, wie die Mitteldeutsche Zeitung (MZ) berichtete, „Empörung und Ratlosigkeit“ aus. Die Täter kämen aus intakten Familien, zwei von ihnen würden zur Schule gehen und einer beginne derzeit eine Ausbildung. Zwei der Brandstifter wären zusätzlich in der örtlichen Feuerwehr integriert. Dort habe niemand „rechtsextremes Gedankengut [...] bemerkt“. Wen wundert’s? Schließlich sind die Kameraden der Dorffeuern in insbesondere dafür bekannt, Rassismus frühzeitig zu erkennen und konsequent zu bekämpfen.

Auch der alternative Verfassungsschutz sah sich nach der Tat genötigt, aktiv zu werden: Die „Arbeitsstelle Rechtsextremismus“ des „Miteinander e.V.“ „beobachtet die Region Querfurt schon lange“, vermeldete wenige Tage nach dem Brandanschlag die MZ. Ein Sprecher des Vereins berichtete von Nazi-Strukturen in Querfurt, wo es bereits mehrfach zu rechten Vorfällen gekommen sei. „Ob ein Zusammenhang mit den Tatverdächtigen aus Lodersleben besteht, werde derzeit geprüft“, erklärte er. Die „Ratlosigkeit“ der Dörfler und die Suche des „Miteinander e.V.“ nach bekennenden Nazis zeigt, wie sehr das Problem verkannt wird. Man kann offenbar nicht verstehen, dass einerseits weder die Mitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr oder das Leben in einer intakten Familie gegen Rassismus immunisiert, noch dass andererseits die Mitgliedschaft in einer Nazi-

gruppe keine Voraussetzung für eine solche Tat sein muss. Vielmehr ist es eine Mischung aus stupiden, dörflichen Verhältnissen und ostzonaler „Wir-werden-nur-betrogen-und-belogen“-Mentalität, die immer wieder ein solch mörderisches Potential entfaltet, das sich zwar nicht unbedingt bei den einzigen Ausländern des Dorfes entladen muss, es aber dennoch regelmäßig tut.

» Ich schieb' nen Film!

Sozialwissenschaftler zählen aus, was zur europäischen Identität gehört und was nicht. Sie geben Tipps, wie das Kollektivgefühl verstärkt werden könnte. Eben jene Forscher und auch Politiker dürften sich über den Nachwuchs freuen, der seinem Identitätsbestreben freien Lauf lässt und dieses sogar noch medial und szenisch umsetzt. Vier Studenten vom Department Medien- und Kommunikationswissenschaft in Halle organisierten im März diesen Jahres das „European Film Forum „co-produced““. 20 „FilmemacherInnen“ aus Deutschland, Polen und Spanien sollten innerhalb von 24 Stunden zu einem nichts sagenden Motto einen Kurzfilm produzieren: „Europäische Klischees – Hier wissen alle alles über alle“. Nein, der Satz taugt noch nicht mal zum Zungenbrecher. Die Filmteams bestanden jeweils aus vier Leuten, die aus zwei Ländern kamen. Ziel war der „europäische Austausch“. Das Konzept hört sich nach der Anleitung eines Gesellschaftsspiels an, bei dem Zeit und Zusammensetzung der Teams vorgegeben sind. (Bei Langeweile sollte man vielleicht doch lieber zu „Tabu“ o.ä. greifen, als im Kino mit fix zusammen gebastelten Filmen schlechte Laune zu verbreiten.) Europa sprang dabei aus jeder Ecke des Festivals: Europäer als Filmthema, als Filmschaffende, als Statisten und Europa als Kulisse. „Europäischer Austausch“ heißt nichts anderes, als dass die Filmemacher jeweils Vertreter einer Nation sind und sich mit „Kollegen“ einer anderen Nation über Nationen unterhalten. Und über Europa. Und über diese Befindlichkeiten schließlich ein Filmchen drehen. Schön langweiliger Identitätsmüll!

» „Waffen deutschen Geistes“

Stolz verkündete der „Nationale Beobachter“, eine hallische Neonazihomepage, Ende April die Gründung der „nationalistischen Studentengruppe ‚Freies Denken‘“ an der Uni Halle. Man wolle, so die Initiatoren in einem kurzen Text, „dem vorherrschenden Zeitgeist [...] entgegenwirken“ und „interessierte Nationalisten vereinen“. Parallel dazu durfte der bis vor kurzem in Halle studierende Vorsitzende der NPD Jugendorganisation JN (Junge Nationaldemokraten) Michael Schäfer vom Hochglanzpapier des „Zeit Campus“ (Nr. 3, Mai/Juni 2008) grinsen. Schäfer empfahl sich in dem Artikel („Welcher ist der Nazi?“), in dem es um die neuerlichen Bemühungen der NPD Studenten zu gewinnen geht, als der „nette Nazi“ – obgleich seine Aussagen wohl gerade deshalb als der willkommene Background zum periodisch wiederkehrenden Anti-Nazi-Alarm dienen. Es gibt nicht viele Neonazis, die es verstehen in ganzen Sätzen zu spre-

chen, und auch in der Studentengruppe „Freies Denken“ scheint Sprachbeherrschung nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. (Berechnet man die Rechtschreib- und Grammatikfehler im o.g. Text nach den Bewertungsmaßstäben der 9. Klasse, ergäbe sich dadurch die Schulnote 4.)

Glücklicherweise ist die Neonaziszene nicht nur wegen der meist sicht- und hörbaren sprachlichen Mängel von einer „Intellektualisierung“, die „Zeit Campus“ entdeckt haben will, genauso weit entfernt, wie von einer baldigen Machtübernahme. Angesichts einer nicht zu übersehenden Anzahl von Volltrotteln an deutschen Unis ist auch die Anwesenheit von Nazis nicht weiter verwunderlich. Aus einer Handvoll Bachelor-Studenten eine „Intellektualisierung“ des Rechtsextremismus abzuleiten, ist ein genauso argumentativer Griff ins Klo, wie sämtlichen Akademikern zu unterstellen, sie seien gebildete Leute. Allein die Kluft, die zwischen „eloquenten Argumentierern“, wie Schäfer laut „Zeit Campus“ einer sein soll, und den hakenkreuztätowierten Nachkommen ostzonaler RTL2-Familien besteht, macht aus einem Durchschnittstypen noch keinen Intellektuellen. Sein rasanter Aufstieg – vom Plakatmaler der „Wernigeröder Aktionsfront“ zum Vorsitzenden der größten deutschen neonazistischen Jugendorganisation – zeigt vielmehr, auf welchem erbärmlichen Niveau sich die deutsche Neonaziszene befindet.

In einer Zeit, in der sich die deutschen Massen nicht zur Revolution unter dem Banner des „nationalen Widerstandes“ mobilisieren lassen, in der selbst die „Zeit“ als eine der auflagenstärksten Zeitungen der BRD ihren meist gutbürgerlichen Abonnenten Anti-Nazi-Poster beilegt, und die meisten Studenten beim Anblick national gesinnter Kameraden nur die Nase rümpfen, ist es für waschechte Vollzeitnazis tatsächlich nicht einfach, mit dieser allgemeinen Aversion umzugehen. Gesprächsrunden im kleinen Kreis bieten dabei Ausgleich und Abwechslung von der eintönigen Agitation und den meist langweiligen Demonstrationen in kleinstädtischer Einöde. Hier, in der „Studentengruppe ‚Freies Denken‘“, finden die Kameraden die ansonsten vermisste Wärme („integrative Solidargemeinschaft“), den Austausch über die kleinen und großen Probleme des Lebens („Hilfestellung beim Studieren“; „Repressionen an nationalen Studenten“) und die Versicherung, mit ihrem eigenartigen Spleen („geistigen Kräfte eines vierten Deutschlands“) doch nicht ganz allein zu sein („Sammelstelle studierender Nationalisten“). Wir wünschen dem Therapiekreis viel Erfolg und baldige Genesung!

» Wenn der Schutzmann ums Eck kommt

Jugendorganisationen großer Parteien neigen dazu, die Ansichten der Mutterpartei radikaler, forscher und auf gewisse Weise unbeschwerter zu artikulieren. So richtig ernst nimmt sie niemand. Um wirklich Gehör zu finden, müssen die „jungen Wilden“, wie sie in jedem dritten Presseartikel genannt werden, schwerere Geschütze auffahren, als lediglich

ermüdende Verbesserungsvorschläge zu unterbreiten. Die auch auf die „große Politik“ zutreffende Regel, dass, je unbedeutender ein Politiker ist, desto größer der Unfug sein muss, um wunschgemäß wahrgenommen zu werden, bewahrheitete sich in Halle im Frühjahr ein weiteres Mal.

Stefan Schulz, Kreisvorsitzender der nicht mehr ganz so jungen CDU-Nachwuchstruppe „Junge Union“ (in der man, wie früher in der FDJ, bis zum 35. Lebensjahr als „Jugendlicher“ gilt), schlug im April in einer von Schreibfehlern durchsetzten Presseerklärung vor, eine „Bürgerwehr zur Graffiti- und Vandalismusbekämpfung“ zu gründen. Halle sei „Graffiti-Hochburg Mitteldeutschlands“ und die illegalen Graffiti beeinträchtigen „das Ansehen unserer Stadt über ihre Grenzen hinaus“. Schuld an allem sei – natürlich, was soll er sonst auch sagen – die hallische Oberbürgermeisterin. Die von Schulz der Bürgerwehr zugedachte Aufgabe soll es sein, „dass Bürger der Stadt durch die Schwerpunktviertel und Straßen gehen, um eventuelle Schmierer abzuschrecken, ggf. Täter, bis zum Eintreffen der Polizei, zu stellen“, sowie „verwertbare Zeugenaussagen vor Gericht zu liefern“. Nun hat Stefan Schulz, zumindest was die zählbaren Jahre angeht, das Jugentalter lange hinter sich gelassen. Er könnte sich an seinem langweiligen Leben samt seines sicheren Arbeitsplatzes beim örtlichen Arbeitsamt erfreuen. Aber Stefan will hoch hinaus. Und wer groß rauskommen möchte, muss eben auch mal ordentlich auf den Putz hauen. Damit auch jeder versteht, dass die Welt ohne ihn und die „Junge Union“ am Abgrund steht, geht der populistische Unfug weiter: „Nur eine große Präsenz von freiwilligem Ordnungspersonal kann die Graffitiszene noch zurückdrängen.“ Und: „Die Graffiti-Szene wird nur einlenken, wenn sie die Bürgerwut zu spüren bekommt!“

Wer so etwas schreibt, wer bewaffnete Blockwarte fordert – welche Graffiti-Gang würde sich schon von unbewaffneten Mittelfünftzern oder einem übergewichtigen Schweinchengesicht „stellen“ lassen – und Jugendlichen, in deren Taschen eine Farbdoose klappert, den Volksmob („Bürgerwut“) an den Hals wünscht, hat, freundlich formuliert, die Funktionsweise rechtsstaatlicher Gewaltenteilung nicht verstanden. Bei aller Kritik am deutschen Staatswesen und seinen Zurrichtungen: Die Forderung Schulzes nach paramilitärischen Greiftrupps trachtet nach der Abschaffung genau des wenigen Verteidigungswertes, das der bürgerliche Rechtsstaat – im Gegensatz zur in vielen Teilen der Erde üblichen Racketherrschaft – seinen Bürgern zusichert. Schulzes Verfolgungsbedürfnis, seine Sehnsucht nach Autorität und Volkssturm lässt tiefe Blicke in den Seelenhaushalt des Politikers zu. Denn wer das Bemalen von Stromkästen, Häuserwänden oder Mülltonnen mit faschistoiden Methoden bekämpfen will, macht entweder schon zu lange Lokalpolitik oder hat ordentlich einen an der Waffel. Vielleicht auch beides.